

Zentralblatt für Psychoanalyse.

Medizinische Monatsschrift für Seelenkunde.

Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung.

Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud.

Schriftleiter: Dr. Wilhelm Stekel, Wien, Gonzagagasse 21.

Unter Mitwirkung von:

Dr. Karl Abraham, Berlin; Dr. R. G. Assagioli, Florenz; Dr. Ludwig Binswanger, Kreuzlingen; Dr. Poul Bjerre, Stockholm; Dr. A. A. Brill, New-York; Dr. M. Eitingon, Berlin; Dr. D. Epstein, Kiew; Dr. S. Ferenczi, Budapest; Dr. Max Graf, Wien; Dr. Magnus Hirschfeld, Berlin; Dr. E. Hitschmann, Wien; Professor E. Jones, Toronto; Dr. Otto Juliusburger, Steglitz; Dozent C. G. Jung, Zürich; Dr. F. S. Krauss, Wien; Professor August v. Luzenberger, Neapel; Dr. Alfons Mäder, Zürich; Prof. Gustav Modena, Ancona; Prof. Morichau-Beauchant, Poitiers; Dr. Richard Nepalleck, Wien; Dozent N. Ossipow, Moskau; Dr. Oskar Pfister, Zürich; Prof. Dr. James Putnam, Boston; Otto Rank, Wien; Dr. R. Reitler, Wien; Dr. Franz Riklin, Zürich; Dr. J. Sadger, Wien; Dr. L. Seif, München; Dr. A. Stegmann, Dresden; Dr. M. Wulff, Odessa; Dr. Erich Wulffen Dresden.

II. Jahrgang Heft 5.

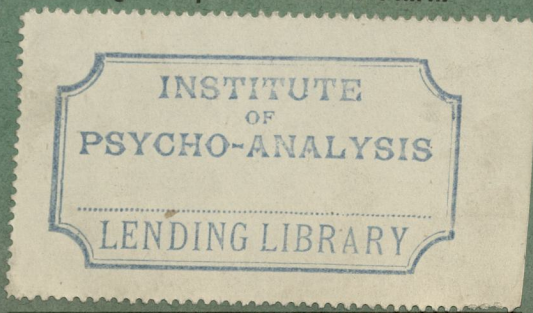
Februar.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1912.

Jährlich erscheinen 12 Hefte im Gesamt-Umfang von 36 bis
40 Druckbogen zum Jahrespreise von 18 Mark.



Neuester Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Die Sprache des Traumes.

Eine Darstellung
der Symbolik und Deutung des Traumes in ihren
Beziehungen zur kranken und gesunden Seele

für
Ärzte und Psychologen

von

Dr. Wilhelm Stekel.

Spezialarzt für Psychotherapie und Nervenleiden in Wien.

Preis Mk. 12.60, gebunden Mk. 14.—.

Wenn der Volksglaube von altersher meint, dass Träume etwas Zukünftiges bedeuten, so beweist die neuere, besonders durch den Wiener Professor S. Freud zu grossen Fortschritten gebrachte moderne Traumforschung, dass sie Gegenwärtiges bedeuten; nämlich Gedanken, Wünsche und Triebe, die in den Tiefen unseres Seelenlebens gegenwärtig sind. Dr. Stekel findet dafür die Formel: „Der Traum ist eigentlich ein Spiel von Darstellungen im Dienste der Affekte.“ Namentlich solche seelische Regungen sind das Bewegende des Traums, welche wir uns selbst nicht eingestehen wollen und im Wachen unterdrücken; z. B. verbrecherische oder solche sexuelle Tendenzen, die wir nicht gutheissen. Alle diese Affekte leben sich im Traum sozusagen aus, aber nicht in ihrer wahren Form, sondern symbolisch maskiert, sodass sie nicht leicht erkannt werden. . . . Im Traum ist jeder Mensch ein Wertschöpfer. Und wenn er eine schlechte Welt erschafft, so hat er die Verantwortung der schlimmen Weltordnung zu tragen, die sein Werk ist. Kommen im Traum schlechte Geschöpfe vor, Bösewichter, Egoisten, rachsüchtige, schadenfrohe, hinterlistige, raubgierige Menschen und Tiere, so hat der Träumer die Schlechtigkeit, die er erfährt oder mit ansieht, im Grunde sich selbst zuzuschreiben. Es ist daher nicht ganz richtig, zu behaupten, dass man für seine Träume nicht verantwortlich sei. Diese und andere Erkenntnisse gehen jedem denkenden Leser des überaus fasslichen und fesselnden Stekelschen Werkes auf, das einen grossen Leserkreis verdient. Das 540 Seiten starke Buch enthält nahezu an 600 analysierte Beispiele.

Allgemeine Sport-Zeitung.

Über den Traum.

Von

Prof. Dr. Sigm. Freud in Wien.

— Zweite Auflage. — Preis Mk. 1.60. —

Wer des Verf.'s Schrift „Die Traumdeutung“ noch nicht kennt, für den bildet der vorliegende, in zweiter Auflage erscheinende Aufsatz eine kurze und äusserst klare Einführung in die Freudsche Traumtheorie. Freilich konnte der Autor hier vieles nur andeuten, was für den Interessenten ebenso wie für die Hypothese von Wichtigkeit ist, aber auch in dieser kurzen Form, als Einführung in die F.'sche Traumdeutung ist der Aufsatz für den in diese Denkrichtung noch nicht Eingeweihten vollkommen verständlich und instruktiv. Ernstem Nachdenken war die Psychologie des Traumes stets von grösster Bedeutung, und wenn auch die hier gegebene Erklärung hypothetisch und an ihrem entscheidenden Punkte etwas grob und willkürlich erscheint, so ist sie doch ein erster wissenschaftlicher Versuch auf bisher fast gänzlich unfruchtbarem Boden und enthält vielleicht den Ansatz zu wichtigen Erkenntnissen nicht bloss auf dem Gebiete des Traumes, sondern auch der Psychologie und Psychopathologie überhaupt.

Berliner Klinische Wochenschrift.

Originalarbeiten.

I.

Unbewusste Zahlenbehandlung. (Unconscious manipulations of numbers.)

Von Professor Ernest Jones (Toronto).

Es gibt vielleicht keine andere Erfahrung in der Psycho-Analyse, welche die Ungläubigkeit so sehr herausfordert, wie jene Fälle, bei denen das Unbewusste Zahlen zum Ausdruck seiner Zielvorstellungen benützt. An der Tatsache selbst, wie sie von Freud, Adler, Stekel und Jung geschildert wurde, kann niemand zweifeln, der sie aus eigener Anschauung kennt, doch an einige von den komplizierteren Beispielen zu glauben, besonders an jene, die Stekel mitgeteilt hat, scheint fast physisch unmöglich zu sein. Jung¹⁾ hat sehr treffend bemerkt: „Die Grenzen, wo das rein Spielerische anfängt, sind schwer zu ziehen — notwendigerweise, denn das unbewusste Produkt ist Schöpfung spielender Phantasie, jener psychischen Instanz, aus der auch das Spiel entsteht. Es widerstrebt dem exakten Geiste, dieser nach allen Seiten ins Haltlose sich verlierenden Spielerei nachzuhängen.“ Gehäufte Erfahrung erzeugt immer mehr und mehr die Überzeugung, in wie ausgedehnter Masse die Behandlung der Zahlen im Unbewussten vor sich geht, so dass man dahin gelangt, unser instinktives Widerstreben und unsere starke Abneigung, die Erklärungen zu akzeptieren, bloss als eine Form des vom Unbewussten ausgehenden Widerstandes anzusehen. Die Intensität und die Regelmässigkeit im Auftreten dieses Widerstandes überraschen, da sie weit grösser sind als bei gewöhnlichen Symbolen und man kann sich der Vermutung schwer entschlagen, dass Zahlen vom Unbewussten auf andere Weise behandelt werden, als Worte oder andere Vorstellungen. In durchaus überzeugender Weise hat Ferenczi in einem Artikel²⁾ darauf hingewiesen, dass obszöne Worte nicht wie die übrigen behandelt werden und er bringt Gründe bei, die es wahrscheinlich scheinen lassen, dass die besondere Bedeutung, die ihnen beigelegt wird, auf gewisse infantile Eigenschaften zurückzuführen ist, die sie sich zu bewahren wussten. Die Annahme liegt nahe, dass eine ähnliche infantile Fixierung bei den Zahlen geschehen ist und dann lassen sich rasch zum mindesten drei Quellen nachweisen, aus denen ihre vermehrte Bedeutsamkeit stammt:

1) Jung: Zentralbl. f. Psychoanalyse, Jahrg. I. S. 570.

2) Ferenczi: „Über obszöne Worte“, Zentralbl. f. Psychoanalyse. Jahrg. 1.

1. Der wichtige Platz, den sie bei der Kindererziehung einnehmen. Die Kinder werden im Zählen viel früher und mit weit selteneren Ausnahmen unterrichtet als im Lesen.

2. Die Bereitwilligkeit, mit der sich die fast zauberhaften Eigenschaften der Zahlen zum Kinderspiel gebrauchen lassen. Die Richtigkeit der Bemerkung Freud's: „Die Kinder behandeln Worte wie Gegenstände“, ist bei Zahlen leichter erweisbar als bei Worten.

3. Die enge Verbindung zwischen den Zahlen und einer der grössten Lustquelle der Kinder, nämlich den Fingern. Es ist bezeichnend, dass fast jedes Land in alter und neuer Zeit sein Zählen auf dem Dezimalsystem aufgebaut hat, d. h. auf der Anzahl der Finger.

Es ist daher klar, dass das ganze Thema einer besonderen Untersuchung wert ist, sowohl vom Standpunkte der Theorie, wie von dem der Praxis aus und dass insbesondere die Veröffentlichung von kasuistischem Material, das darauf Bezug hat, wünschenswert ist.

Bei Durchsicht der Notizen betreffs eines Falles, über den ich vor kurzem berichtet habe¹⁾, traf ich auf das folgende Beispiel, welches hinreichend abgegrenzt erscheint, um seine Wiedergabe zu ermöglichen. Die Aufzeichnungen wurden vor mehr als zwei Jahren gemacht, wo ich in Hinsicht auf das Thema zum Unglauben viel bereiter war als jetzt; sie wurden deshalb ohne Tendenz gesammelt und ich kann dafür bürgen, dass sämtliche Erklärungen, die hier mitgeteilt werden, unvermittelte Einfälle des Patienten waren.

Der Patient, ein 24 jähriger Mann, litt unter einer schweren Zwangsneurose und war sehr abergläubisch; er hatte u. a. einen enorm starken Mutterkomplex. Er sah einzelne Zahlen, z. B. 3, 9 etc., als besonders „glückbringend“ an und andere, z. B. 4, 36 etc., als ebenso „unglückbringend“ an. Die ersten hatten meist auf ihn Bezug, die letzteren auf seine Mutter. So hatte für ihn die gewöhnliche sexual-symbolische Bedeutung und neun, dreimal drei in noch höherem Grade; neun stellte das Maximum der sexuellen Potenz dar und er erzählte mir, dass dies die höchste Zahl sei, die er je in der Sexualbetätigung einer Nacht erreicht habe. Andererseits war vier die „geweihte Zahl“ seiner Mutter, und zwar deshalb, weil diese das vierte Glied ihrer Familie war. Sechsenddreissig war mit seiner Mutter besonders verknüpft, denn so alt war sie, als sie vor sieben Jahren starb.

Eines Nachts träumte er, dass er sich vergeblich bemühe, sein altes Elternhaus in einer bestimmten Strasse zu finden, wo er bis etwa zu seinem siebenten Jahre gelebt hatte. Nach Überwindung erheblicher Schwierigkeiten gelang es ihm, die Nummer oberhalb der Türe zu erkennen und er rief freudig aus: „Ja, das ist es, Nummer 72.“ Darauf erwachte er. Nun war in Wirklichkeit die Nummer des betreffenden Hauses 243, wie er sogleich beim Erwachen erinnerte; ich nahm mir übrigens die Mühe, dies durch Nachfrage bei einem seiner Verwandten zu verifizieren. Es sind also in dem Traume zwei Abänderungen vorgenommen worden: a) die beiden letzten Ziffern wurden addiert und b) die beiden Hälften der Zahl wurden umgekehrt²⁾. Diese Abänderungen konnten offenbar auf

1) „Einige Fälle von Zwangsneurose“, Psychoanalytisches Jahrbuch. Band III 1911. Zweite Folge.

2) Kürzlich beobachtete ich in einem Konzert, dass Mozart's 39. Symphonie auf dem Programm als 453. bezeichnet war. Der Irrtum war offenbar durch einen

durchgeführt wurde. Bei der einen Methode würde das Addieren zuerst daran kommen und die Umkehrung später, und so der Reihe nach 243, 27, 72 ergeben. Bei der anderen käme die Umkehrung zuerst und dann das Addieren, dies ergäbe der Reihe nach 243, 432, 72. A priori sollte man erwarten, dass die Reihenfolge durch die Beobachtung, ob die erste oder zweite Mittelzahl (27 oder 432) mit den Fäden der das Ganze durchziehenden Gedanken enger verknüpft sei, feststellbar sein müsste. Doch wir werden sehen, dass beide Zahlen von gleicher Bedeutsamkeit sind, wenn wir nach den Einfällen urteilen dürfen und ich möchte vermuten, dass beide Alternativen im Unbewussten des Patienten durchgeführt wurden, selbstverständlich zu verschiedenen Zeiten; dies stimmt wiederum sehr gut von dem, was wir von dem spielerischen Verhalten gegen Zahlen wissen, dass nämlich jedes mögliche Spiel damit versucht wurde.

Die Einfälle des Patienten werden hier nicht genau in derselben Reihenfolge gegeben, wie sie ausgesprochen wurden, sondern in Gruppen geordnet, um sie der verfolgenden Beobachtung leichter übersehbar zu machen.

$72 = 2 \times 36$. 72 war das Alter, in dem eine geliebte Grossmutter starb. 36 Jahre war das Alter, in dem die Mutter starb. 2 war die einzige Zahl, die der falschen und der richtigen Hausnummer, 243 und 72 gemeinsam war; es gab zwei Menschen, denen er zustrebte, die beide durch das Alter, in dem sie starben, angedeutet werden. Der ganze Zweck der Entstellung der Zahlen, sowie der des ganzen Traumes war der Kunstgriff, ihn und seine Mutter in der Phantasie zusammenzubringen. Dies wurde im Falle der Zahl durch das Mittel einer mannigfaltigen Bearbeitung der Ziffern drei und neun erreicht, die für ihn standen, und der Ziffer vier, die für seine Mutter stand. Wir können die Bemühung, die den Zahlen drei und vier galt, und jene neun und vier zusammenzubringen, gesondert betrachten

Der kürzeste Weg drei und vier, die Endziffern von 243, zusammenzubringen war der, sie einfach zu addieren, was 27, oder die Umkehrung 72 ergibt. Derselbe Erfolg wird erreicht, wenn man die zwei ersten Ziffern dieser Zahl addiert, was 63 ergibt, die Umkehrung der schicksalsvollen 36, das ist die Hälfte von 72. Sowohl 72 wie 63 stehen mit 7 in Zusammenhang, welche Zahl in 72 direkt erscheint, während 63 ein Vielfaches davon ist (mit der magischen Neun, 7×9). Der Patient war sieben Jahre alt, als er das fragliche Haus verliess, und sieben Jahre waren seit dem Tod der Mutter vergangen.

Die Zahlen 243 und 36 selbst, zwischen denen ein Zusammenhang hergestellt werden sollte, sind eng mit drei und vier verknüpft. 243 enthält nicht nur beide Ziffern in dem, was man den manifesten Inhalt nennen könnte, es ist auch ein Produkt aus $3 \times 3 \times 3 \times 3$, d. h. es stellt einen ungeheuer hohen Grad von Potenz dar. Im Falle der zweiten oben genannten Alternative, d. h. wenn die Umkehrung der Ziffern dem Addieren voranging, gelangen wir zu 432 als Mittelzahl, welches das

Vorgang erzeugt worden, der grosse Verwandtschaft mit dem von uns betrachteten Falle hat; der Unterschied liegt nur darin, dass es sich nicht darum handelt, zwei Ziffern zusammenzuziehen, um eine grössere zu erhalten, sondern eine grössere in ihre Komponenten (9 in 4 und 5) zu spalten. Das eine ist eine Verdichtung, das andere eine Auseinanderlegung; in beiden Fällen liegt eine Umkehrung vor.

Produkt aus $3 \times 3 \times 3 \times 4 \times 4$ ist oder mit anderen Worten eine intensive Vereinigung von drei und vier. Andererseits ist 36 aus $3 \times 3 \times 4$ zusammensetzbar und wenn die zweite Ziffer allein zerlegt wird, kann man es als $3(3 + 3)$ niederschreiben. Die Umkehrung des als Schlussprodukt auftretenden 72, d. h. also 27, kann in $3 \times 3 \times 3$ aufgelöst werden, während 72 sowohl durch 3 wie durch 4 teilbar ist. Wir sehen daraus, dass die Zahlen drei und vier auffallend eng mit allen Zahlen, die in Benützung gezogen wurden, verknüpft sind.

Dasselbe gilt offensichtlich für die zweite persönliche Nummer, neun, was im Detail zu zeigen überflüssig wäre. Es genügt, zu bemerken, dass alle in Betracht kommenden Zahlen 243, 432, 63, 36, 27, 72 ausnahmslos durch neun teilbar sind, dass aber auch in jedem Falle die einzelnen Ziffern, aus welchen die Zahlen bestehen, addiert neun als Resultat ergeben. Es muss zugegeben werden, dass die natürlichen Eigenschaften der in Frage kommenden Zahlen der Absicht des Patienten ungewöhnlich gut entgegenkommen und es ihm dadurch ermöglichen, die Vereinigung zwischen ihm und seiner Mutter sehr nachdrücklich zu symbolisieren, doch lässt sich auch nicht leugnen, dass er die günstige Gelegenheit voll und ganz auszunützen verstand.

Wie wenn dies alles noch nicht genügend auf die Spitze getrieben wäre, wies der Patient noch auf andere, von den Zahlen gebotene Möglichkeiten hin. In Amerika wird die Nummer 23 allgemein mit den Vorstellungen des Todes sowohl wie einer plötzlichen Abreise in Verbindung gebracht; dieser Aberglaube, dessen Ursprung für unseren gegenwärtigen Zweck gleichgültig ist, wurde jedenfalls so wie zahlreiche ähnliche von dem Patienten geteilt. Wenn nun vier, die geweihte Zahl der Mutter, von einer der in Frage kommenden Zahlen entfernt wird, d. h. wenn die Mutter durch den Tod entfernt wird, bleibt in jedem Falle die Zahl 23 übrig. Bei 243 braucht vier nur einfach ausgestrichen zu werden, bei 63 und 27 muss es von der höchsten Ziffer subtrahiert (weggenommen) werden. Wenn man es von 423 wegstreicht oder von der höchsten Ziffer von 36 und 72 subtrahiert, so braucht das Resultat bloss umgedreht zu werden, um 23 zu ergeben.

Schliesslich liesse sich noch eine Anmerkung darüber machen, dass die Mechanismen, die hier am Werke sind, denen, die Freud uns als charakteristisch für die Traumbildung nachgewiesen hat, sehr ähnlich sind, oder eigentlich eben dieselben, wie jene. In der Vertauschung von 243 gegen 72 sehen wir die Verdichtung der beiden letzten Ziffern in eine, die Verschiebung des psychischen Akzentes von den bedeutsamen Zahlen drei und vier, welche ersetzt werden auf das verhältnismässig gleichgültige zwei, das unverändert bleibt, und die äusserst charakteristische Umkehrung der verschiedenen Teile des Ganzen. Zahlen werden also mittels derselben Mechanismen verarbeitet wie Worte, Vorstellungen und Szenen und die Zahlenspielerei lässt sich wohl der Wortspielerei an die Seite setzen, die so wichtig ist für die Bildung oberflächlicher Assoziationen im allgemeinen; beide dienen zur Entstellung und Verhüllung wichtiger Gedanken und es gibt einen guten Grund für unsere Gegner, beide als ungebührlich verallgemeinert, willkürlich oder bedeutungslos zu verwerfen.

Deutsch von Dr. Hanns Sachs.

II.

Die Beziehungen des Neurotikers zur „Zeit“.

Von Dr. Wilhelm Stekel (Wien).

Die Bemühungen, zu einer allseits befriedigenden Definition der Hysterie zu gelangen, haben bis heute zu keinem Resultate geführt. Ist es uns doch schon schwer, eine Definition der Neurose zu geben, obwohl wir alle wissen, was wir unter einer Neurose verstehen. Erst die Einführung der „Verdrängung“ und die Berücksichtigung des „Unbewussten“ durch Freud hat uns diesem Ziele ein Stück näher gebracht. Wir wissen seit den ersten Analysen Freud's, dass die Handlungen und Vorstellungen der Neurotiker aus dem Bewusstsein allein nicht zu erklären sind. Hier könnte eine Definition einsetzen. Sie müsste etwa lauten: Neurose ist der Zustand, in dem die Grenzen zwischen Realität und Phantasie infolge unbewusster und bewusster Motive zeitweilig verschwimmen. Bei der Psychose hat die Phantasie, die wir als die Realität des Unbewussten bezeichnen können, die ganze Realität oder ein bestimmtes Gebiet derselben vollkommen verdrängt. Das Unbewusste kennt nämlich keine Phantasien; es kennt nur Realitäten. Wenn also dieses Werturteil des Unbewussten dauernd und unkorrigierbar vom Bewusstsein akzeptiert wird, dann sprechen wir von einer Psychose. Wenn aber die Grenzen schwankend sind und immer wieder korrigiert werden, dann können wir von einer Neurose sprechen. Bei der Neurose gibt es also ein Grenzgebiet, das zwischen Schein und Wahrheit liegt. Dies Grenzgebiet wird bald als Eigentum des Bewussten angesprochen, bald dem Unbewussten völlig oder teilweise überlassen.

In seinem Verhältnis zur Realität verrät sich der Neurotiker. Er ist eigentlich nicht imstande, sich mit der Realität abzufinden. Er hat das immerwährende Prinzip, die Realität zu verwerfen (zu „annullieren“) und durch die Phantasie zu ersetzen. Die Nichtanerkennung der Realität nimmt manchmal die wunderlichsten Formen an. Sie erinnert uns an die Könige im Exil, beispielsweise die Orleans, die die Republik nicht anerkennen, sich den Titel eines Königes beilegen, einen Thronfolger ernennen, ihren treuen Untertanen Briefe schreiben, kurz sich so benehmen, als wäre die Realität der Republik nicht vorhanden. Sie annullieren die Realität wie die Neurotiker.

Ein an einer Zwangsneurose leidender 26 jähriger Mann erzählt mir eine sonderbare Zwangshandlung. Er trägt in der rechten Rocktasche immer einen Fetzen eines alten Briefes mit sich herum. Er wäre unglücklich, wenn dieser Papierfetzen nicht in seiner Tasche liegen würde. Dieser ganz abgegriffene, mehrfach eingerissene Papyrus wird schon zwei Jahre

in derselben Tasche gehalten. Er ist die Kopie eines „angeblich ganz gleichgültigen“ Gratulationsbriefes an eine Dame, die vor zwei Jahren geheiratet hat. Die betreffende Dame sei ihm immer eine Nebensache gewesen, er könne sich diese sonderbare Handlung nicht erklären. Die Analyse ergibt nun eine langjährige tiefe unbewusste Neigung zu dieser Dame. Die Neurose brach eigentlich nach der Hochzeit der Schwester und nach der Hochzeit dieser Dame, die eine Freundin der Schwester war, aus. Beide Male waren es Verluste eines geliebten Wesens, und zwar Verluste für immer.

Was für einen Sinn hat nun diese Zwangshandlung? Sie annulliert eine Realität und fixiert eine historische Realität, die heute schon Phantasie ist. Unser Patient benimmt sich einfach so, als ob die Dame noch nicht verheiratet wäre. Er hat den Gratulationsbrief noch gar nicht abgeschickt. Sie ist noch frei, sie harret noch seiner, er hat sie nicht für ewig verloren. Er „annulliert“ die Realität ihrer Hochzeit und ersetzt sie durch eine ihm genehme Phantasie, welche wieder nur eine fixierte Realität der Vergangenheit ist. Die Dame ist in der Phantasie noch ein Mädchen. Der Gratulationsbrief ist noch nicht abgeschickt, weil sie noch ein Mädchen ist. Er begnügt sich tatsächlich mit einem Fetzen der Realität, mit der Kopie des Gratulationsbriefes, und verwendet sie zur Stütze seiner Phantasie. Dies ein Beispiel steht für viele. Der Patient zeigt zahlreiche solcher Annullierungen. Da es sich um eine ganze Reihe solcher Annullierungshandlungen handelt, so ist er für das praktische Leben unbrauchbar. Wir sehen, dass er die Gegenwart beharrlich ignoriert und zwei Jahre seines Lebens ungeschehen macht. Die Zeit ist für ihn nicht verstrichen. Das erklärt uns neben anderen Determinationen (Trotz gegen den Vater!) auch den Umstand, dass er in diesen Jahren unfähig war, seinen Studien nachzugehen. Wozu auch? Die Zeit galt ihm ja nichts und er musste künstlich den Zustand vor zwei Jahren fixieren.

Derselbe Patient zeigt noch eine andere Symptomhandlung, die sich mit dem Gesetze der „Bipolarität“ sehr schön erklären lässt. Er trägt noch einen Brief in der Tasche. Es ist eigentlich nur die Abschrift eines Briefes, den seine Mutter dereinst an einen Jugendfreund geschrieben hatte. Eine Stelle in diesem Briefe lautete: „Wohin ist unsere schöne Jugend, die uns eine Fülle von roten Rosen brachte?“ Er meinte damals zu seiner Mutter, man könnte bei bösem Willen aus dieser Stelle schliessen, es hätte zwischen seiner Mutter und dem Freunde ihrer Jugend ein Liebesverhältnis bestanden. Die erschrockene Mutter änderte diese Stelle. Er trägt aber die Abschrift des ersten Entwurfes nun an die sechs Jahre in seiner Brieftasche. Dieses Schriftstück war für sein Unbewusstes der Beweis für jene Verdächtigungen, wie sie der neurotische Familienroman in ungeheuerlichem Reichtum produziert. Hier wurde der „Fetzen Realität“ ebenfalls benützt, um eine Phantasie unbewusster Natur zu stützen. Aber es wurde nicht nach dem Prinzip der Annullierung verfahren. Im Gegenteil! Die Annullierung der Mutter wurde nicht akzeptiert und das Beweisstück behielt seine Gültigkeit. Hier war das kleine Stück Realität willkommen und wurde zur Stütze der Scheinwelt verwendet. In beiden Fällen zeigt sich die Parteilichkeit des Neurotikers, dessen psychische Phänomene im Dienste der Wunscherfüllung stehen.

Ein anderes Beispiel. In einer anderen Analyse zeigt sich bei einem

Patienten eine so vehemente Übertragung auf eine alte Wirtschafterin, dass dieselbe entlassen werden muss. Der Kranke löst seine Wirtschaft auf und verköstigt sich im Gasthause. Allein eine Reihe von Zwangshandlungen zeigen, dass er die Realität der Entlassung im Unbewussten rasch annulliert hat. Er muss nach jedem Mittagessen nach Hause fahren und sich einige Minuten niederlegen, was er früher nie getan hat. Das heisst, er fährt zu seiner alten Liebe. Sie ist noch nicht entlassen. Er muss nach Hause. Er geht täglich in die leere Küche, spricht zu sich einige Worte und untersucht, ob keine Gas ausströmt usw. — immer unter verschiedenen Vorwänden. Er macht der geliebten Donna einen Besuch. Kurz, er lebt mit ihr immer noch, und seine Träume beweisen, dass ihre Entfernung den Beziehungen eigentlich gar kein Ende gemacht habe. Das Unbewusste anerkennt eben keine Realitäten, die ihm nicht passen. Man könnte nun sagen, meine Annullierungstendenzen wären nur eine besondere Form der Verdrängung. Das entspricht aber nicht den Tatsachen. Eine Dame hat in ihrer Jugend mit einem Vetter ein schweres Trauma erlebt. Verschiedene Zwangshandlungen erweisen sich als die Wiederholung dieses Vorfalles, den sie vollkommen „vergessen“ hatte. Das heisst mit anderen Worten: Ihr Unbewusstes weiss, was dem Bewusstsein verschlossen ist. Wie benimmt sich aber der Patient mit der Abschrift des Gratulationsbriefes? Er weiss im Bewusstsein, dass die betreffende Dame verheiratet ist. Bloss das Unbewusste will von der Ehe nichts wissen. Es ignoriert die ihm unangenehme Realität. Die Verdrängung und die Annullierung stehen beide im Dienste unbewusster Tendenzen. Die Verdrängung hat die Tatsache dem Bewusstsein entzogen und dem Unbewussten überliefert. Die Annullierung schiebt auch eine Tatsache beiseite, aber nur im Unbewussten. Die Tatsache bleibt für das Bewusstsein die Tatsache. Es ist also eigentlich der umgekehrte Vorgang.

Während in diesen Fällen der ewige Verlust oder besser ausgedrückt der Verlust für ewige Zeiten annulliert und ignoriert wird, kennen wir auch Fälle, in der eine Realität noch immer hartnäckig festgehalten und für ewige Zeiten fixiert wird, wenn sie schon längst keine Realität mehr ist. Gewisse kindliche Eindrücke unterliegen nicht der Usur der Zeit. In diesen Fällen anerkennt das Unbewusste die Zeit nicht, d. h. es will sie nicht anerkennen. Jede Realität ist eigentlich nur so lange Realität, als sie Wahrnehmung ist. Wahrnehmen heisst den wahren Zustand sehen. Beim Neurotiker gibt es Realitäten, die dadurch Ewigkeitswert erhalten, dass sie das Gesichtsfeld des Bewusstseins nicht verlassen. Jede Wahrnehmung wird unfehlbar zur reproduzierten Wahrnehmung, die wir Erinnerung nennen. Der Neurotiker verwandelt permanent Erinnerungen in Wahrnehmungen. Diese Tendenz zeigt sich in Träumen, Halluzinationen, in Umdichtungen der Gegenwart zu Wiederholungen der spezifischen historischen Szenen, des „Klischees“, wie Freud es treffend benannt hat.

Dabei muss der Neurotiker sich immer über einen wichtigen Faktor hinwegsetzen: über die Zeit. Die Zeit zerstört „mit der Zeit“ jede Realität. Diese destruktive Tendenz der Zeit wird vom Neurotiker beharrlich ignoriert.

Nehmen wir das bekannte Beispiel, dass ein erwachsener Neurotiker

bei einer Erziehungsperson seiner Jugend erotisch verankert ist, die eigentlich physisch jenseits von Liebe und Begehren steht. Wieso kommt eine solche Verankerung zustande? Wieso kann sie zustande kommen? Merkt der Kranke nicht, dass sein einst so schönes Ideal alt geworden ist und Runzeln hat. Ja, im Bewusstsein erkennt er dies und doch bleibt sein Affekt bestehen. Er, der affektive Mensch, merkt das Alter wirklich nicht. Sein Unbewusstes anerkennt nicht die Zerstörung, die die Zeit vollzogen hat. Es existiert ein sehr charakteristisches Gedicht von Wilhelm Pfau, das sich „Mama bleibt ewig schön“ betitelt. Ein Knabe sieht eine ältere Frau und macht über sie eine abfällige Bemerkung. Die Mutter stellt ihn zur Rede und meint, sie werde auch einmal so aussehen, wie die alte Frau. Darauf schüttelt der Knabe sein Haupt und meint: „O — Nein! Mama bleibt ewig schön!“

Die infantilen Ideale widerstehen also der Usur der Zeit. Das heisst, der Neurotiker steht in einem ewigen Kampfe mit der Zeit. Er schiebt die Zeiger der Lebensuhr zurück. Er bleibt Kind und hat noch die junge Mama oder er ignoriert die Heirat und bleibt noch Student usw. Er verachtet die Zeit und vergeudet sie, wie reiche Erben aus Verachtung ihres Vaters ihr Geld vergeuden. Diese Verachtung der Zeit ist schon eine Überkompensation. Der Neurotiker hat einmal in der Kindheit die Zeit überschätzt.

Das Problem der Zeit ist das tragische Problem des Kindes. Seine „Eltern“ sind die „älteren“. Die älteren haben alle Rechte und Freiheiten. Er muss ihnen gehorchen, weil sie älter sind. Sie sind reicher an Zeit. Sie haben dem Kinde so und so viel Zeit voraus. Wir wissen es aus unseren Psychoanalysen, wie schmerzlich das Kind diesen Konflikt empfindet. Es möchte am liebsten sein eigener Vater sein. Es möchte gross sein. Die Zeit vergeht ihm viel zu langsam. Ein Jahr dünkt ihm eine Ewigkeit. Man denke an das grosse Interesse der Kinder für Geburtstage, an den Stolz, mit dem jedes neue Jahr registriert wird. Das Kind denkt immerwährend an die Zeit und selbst an die komplizierten Probleme der Ewigkeit. Als Beweis möchte ich hier die primitiven Gedichte des sechsjährigen Oskar anführen.

Das erste Gedicht heisst: Die rüttelnde Eisenbahn, und lautet:

Sie rüttelt und rüttelt!
 Einsteigen und Aussteigen.
 Umsteigen und Absteigen.
 Ankoppeln und Abkoppeln!
 Holla, du Träger, komm' herauf
 und dann sauf!
 Das Gedicht ist aus.
 Es rüttelt die Bahn!
 Es rüttelt die Bahn!

Es erscheint dem geübten Psychoanalytiker nicht schwer, aus den einfachen Zeilen die erotische Symbolik herauszulesen. Doch schon das zweite Gedicht dieses aufgeweckten Knaben zeigt seine Grübeleien über die Zeitfrage.

Die verschlungene Zeit.
 Die Zeit vergeht.
 Mir kommt es vor, wie wenn

in einer Minute Stunden
 vergangen wären.
 Mir kommt es vor, wie wenn
 die Tage verschlungen wären.
 Die Zeit vergeht.
 Ich werde alt.
 Meine Glieder fallen zusammen.
 Meine Haare werden weiss.
 Die Zeit vergeht.
 Die Zeit vergeht.

(Dies hat Bubi gedichtet.)

Wir merken hier eine starke Identifizierung mit dem Vater, bei dem offenbar mit einer gewissen Schadenfreude die ersten Spuren des Alters bemerkt werden.

Von demselben Knaben liegt ein Gedicht aus dem neunten Lebensjahre vor. Auch dieses beschäftigt sich mit dem Problem der Zeit. Es behandelt eigentlich die Liebe, aber in Variationen: als Jüngling, als junger Mann, als erfahrener Mann und schliesslich als Greis.

Andere Kinder interessieren sich sehr lebhaft für das Alter der Könige, besonders wie lange sie regiert haben. Es beschäftigt sie der Gedanke, alle zu überleben, ein Gedanke, der seine pathogene Kraft nie verliert und sich zu einer Wurzel der Hypochondrie ausbildet. Ideen von Weltuntergang, bei denen das Kind allein erhalten bleibt, gehören zu den alltäglichen Phantasien. Der Wunsch, die Eltern zu überleben, äussert sich in Todeswünschen gegen Mutter und Vater, von deren Tod das Kind sehr gerne spricht (vergleiche den „kleinen Hanns“). Das Kind beschäftigt sich auch lebhaft mit der Altersdifferenz, die zwischen ihm und den Eltern besteht. So hatte ein kleiner $5\frac{1}{2}$ jähriger Knabe, der durch sein mathematisches Talent die ganze Umgebung in Erstaunen setzte, eine Tabelle, in der ausgerechnet erschien, dass bei sehr langem Leben die Differenz zwischen ihm und der Mutter immer kleiner wird¹⁾.

Als er ein Jahr alt war, zählte die Mutter 20. Sie war 20 mal älter. Schon nach vier Jahren war sie nur sechsmal älter (24). Die Tabelle veranschaulicht seine Phantasien und Berechnungen:

1	20	zwanzigmal	(20 × 1)
5	25	fünfmal	(5 × 5)
10	30	dreimal	(3 × 10)
20	40	zweimal	(2 × 20)
40	60	eineinhalbmals	(1 $\frac{1}{2}$ × 60)
80	100	ein und ein Viertelmal	(1 $\frac{1}{4}$ × 100)

Trotz dieser Spielereien verzehrte dies Kind der Gedanke, der wohl allen neurotischen Kindern und vielleicht allen Menschen eigen ist: „Ich werde meinen Vater nie erreichen.“ Jedes neurotische Kind möchte gerne sein eigener Vater sein. „Der kleine Hanns“ schickt seinen Vater zur Grossmama schlafen. Der Vater wird Grossvater und er avanciert zum Vater. Diese Menschen haben als Neurotiker im späteren Alter immer die Angst des „Nichterreichens“. Sie haben das sichere Bewusstsein, dass sie ihre Eltern nie erreichen können. Solche Neurotiker spielen

¹⁾ Ein typischer Traum dieses Patienten: „Es ist nach 1800 Jahren. Ich treffe Napoleon.“

immer wieder das „Nichterreichen“, möge es sich um einen Eisenbahnzug oder eine Theatervorstellung handeln, wie ich in meiner Mitteilung „Der Neurotiker als Schauspieler“ (Zentralblatt, I. Bd., Heft 1) ausgeführt habe.

Das Problem der Zeit beschäftigt die Neurotiker in verschiedenster Weise. Immer wieder wird man die Klagen hören, sie hätten ihre Zeit nicht gehörig ausgenützt, sie hätten die Tage totgeschlagen, dem lieben Gott die Zeit gestohlen. Platen drückt diese Stimmung aus, wenn er sagt: „Wer wusste je das Leben recht zu fassen? Wer hat die Hälfte nicht davon verloren?“ Und an anderer Stelle bricht die Klage durch: „O — wehe, wie hast du das Leben verbracht!“ Bei und trotz aller dieser Klagen ist der Neurotiker genial im Vertrödeln der Zeit. Er hat anscheinend immer etwas zu tun, es ist aber zwecklose Arbeit, die Zeit vergeuden soll. „Ich komm' zu gar nichts,“ klagt so ein Kranker — „ich verhandle zu viel Zeit. Bis ich mich anziehe oder ins Bett lege, vergehen Stunden.“ Ein anderer kann nicht studieren, weil er sich über seine Zwangsvorstellungen erst beruhigen muss, eine häufige Form, die Zeit zu verschwenden.

Ein dritter Zwangsneurotiker zeigt auch einige interessante Phänomene in bezug auf das Problem der Zeit. Er leidet an der Angst, dass die verschiedenen Gegenstände ihm näher rücken. Dass diese Angst bei Spitzen grösser wird, ist leicht begreiflich und auch leicht erklärlich. Die endgültige Auflösung bringt erst die Beziehung zu seinen Todeswünschen: Der Tod rückt uns täglich näher. Der Tod seines greisen Vaters rückt auch täglich, ja stündlich und jede Minute und Sekunde näher. Dieser Kranke hat manchmal die Empfindung, dass er schon so alt ist, dass er bald sterben werde usw., ganz wie der kleine Oskar, dessen Gedichte wir kennen gelernt haben. Auch hier stammt diese Empfindung von der Identifizierung mit dem Vater und erscheint als Talion für die bösen Todeswünsche.

Dieser Kranke hat die Eigenschaft, immer zu spät zu kommen. Er imitiert dabei den Vorgang bei seiner Geburt. Er ist der dritte der Geschwister. Der Neid auf den Erstgeborenen stammt ja zum Teil daher, dass er zu spät und der andere früher gekommen ist. Auch dieser Kranke möchte am liebsten sein eigener Vater sein.

Eine bei Kindern sehr häufige Zwangshandlung, das häufige Blicken auf die Uhr¹⁾ oder die Unmöglichkeit und die Angst, auf die Uhr zu blicken, ferner die Störungen des Schlafes durch das Ticken der Uhr haben innige Verbindungen mit dem Zeitproblem. Eine an Zwangsneurose erkrankte Dame konnte keine Rechnung bezahlen und war stets in Konflikten mit der Uhr. Die Rechnung liess sich in der Analyse als Schuld auflösen. Als Brücke für diese Zwangsvorstellung und Zwangshandlung erwies sich der bekannte Vers von Schiller:

Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Deine Uhr ist abgelaufen.

Bei der Symbolik der Uhr spielt auch die Todessymbolik eine grosse Rolle, wie ja überhaupt Symbole bevorzugt werden, die Leben und Sterben, weiblich und männlich in einem Bilde vereinen (Bipolarität aller Symptome). Ein jedes Symbol hat die Eigenschaft, eine Mehrheit von Bildern in einem Bilde auszudrücken²⁾.

¹⁾ Vergleiche die Stelle aus Ludwig Finkh's „Rapunzel“ in „Varia“ dieses Heftes.

²⁾ Über die Symptomwahl wären von diesem Gesichtspunkte aus viele inter-

In der Behandlung zeigen die Neurotiker alle ihre „Zeitkrankheiten“ in bezug auf den Arzt. Sie kommen zu spät oder wie einer meiner Patienten immer um einige Stunden sogar zu früh. Sie klagen, dass sie mit einer Stunde nicht auskommen. Sie kontrollieren den Arzt, ob er sie in der Stunde nicht verkürze. Sie produzieren dann Widerstände und vergeuden die für sie in jeder Beziehung kostbare Zeit. So traf einer meiner Angsthysteriker, ein Arzt, zu dessen Heilung ich vier Monate angenommen hatte, einen Patienten, den ein anderer Analytiker über ein Jahr behandelt hatte. Drei Wochen vergingen im heftigsten Widerstande, dann kamen die gleichen Fragen: Warum ich nicht ebenfalls ein Jahr proponiert hatte? Wie ich in der kurzen Zeit fertig werden könnte? Was er dann machen werde, wenn er nach vier Monaten ungeheilt sein werde? usw. Kurz, er vergeudete die Zeit, setzte die Verlängerung der Behandlung um einen Monat durch, wobei natürlich auch das Moment in Frage kam, dass er kein leichter Fall sein wollte. Dieser Stolz auf die Schwere der Erkrankung ist bei allen Neurotikern ausserordentlich gross. Sie sind alle eigentlich tief gekränkt, wenn man sie unter die leichten Fälle rangiert. Besonders die nächsten Angehörigen, zu deren Beherrschung und Bestrafung die Neurose produziert wurde, sollen und müssen alle glauben, dass er ein „schwerer“ Fall ist. Die Behandlungsdauer muss also eine Proportion zu der Schwere aufweisen.

Die Bedeutung der Zeit für den Neurotiker zeigt sich am besten aus dem unbewussten Kalender der Kranken. Die Träume verraten uns, dass der Geist fortwährend mit gewissen Zahlen, besonders den Geburtsjahren, den Todesjahren, den Tagen der Traumen jongliert (vgl. Zentralbl. f. Psych. Bd. I¹) u. Bd. II S. 128: „Ein prophetischer Nummertraum“). Verstimmungen und Depressionen an manchen Tagen erweisen sich in der Analyse als Jahrestage wichtiger Ereignisse. So durchlebte der Neurotiker, dessen Wirtschaftlerin entlassen wurde, nach einem Jahre die traurigen Szenen noch einmal durch.

Auch eine Menge anderer Symptome deutet auf die falsche Einstellung zur Zeit. Ich habe schon das Zufrüh- und Zuspätkommen erwähnt. Hierher gehört der Zweifel, wie spät es ist. Solche Menschen haben kein Zeitgefühl. Ereignisse von gestern erscheinen ihnen weit in der Vergangenheit, die ferne Vergangenheit erscheint ihnen wie vor einigen Tagen. Sie spielen mit der Zeit. Der Tag wird ihnen ein Symbol des Jahres und des Lebens. Sie sind am Abend müde, als stünden sie am Abend des Lebens!

Ich möchte diese Ausführungen mit einem Beispiel beschliessen, das uns wie kaum ein zweites geeignet erscheint, diese Verhältnisse zu illustrieren. Der Neurotiker, dem wir die Zahlenrechnung über das Multiplikationsverhältnis verdanken, zeigte mit 5—6 Jahren ein phänomenales mathematisches Genie. Er konnte sechs- und siebenstellige Zahlen im Kopfe in einigen Sekunden tadellos berechnen. Die Lebensalter seiner Eltern bildeten den fortwährenden Gegenstand seiner Berechnungen in der Jugend. Alles prophezeite dem aufgeweckten Jungen eine grosse mathematische Zukunft. Allein schon im Gymnasium begann er in der essante Untersuchungen zu machen. Ich weiss es jetzt, dass die Symbolik ausser der erotischen Beziehung noch eine religiöse und eine sich auf das Lebens- und Todesproblem erstreckende aufweisen.

1) „Zur Symbolik der Mutterleibphantasie.“

Mathematik vollkommen zu versagen. Er war bei den Stunden wie geistesabwesend, so dass der Professor sagte: „Der Junge ist mit seinem Kopfe immer wo anders!“ In den anderen Fächern war er einer der besten Schüler. Es ist klar, dass sich an die Zahlen ein Affekt knüpfte, der die klare Auffassung trübte. Die bange Frage, die den Jungen bewegte, war: „Werde ich meinen Vater überleben.“ Er wollte im Wettlaufe des Lebens der stolze Sieger sein. Die Folge der Todeswünsche gegen den Vater war einerseits als Talion und andererseits direkt aus dem Wunsche unendlich lange zu leben eine unglaubliche Hypochondrie. Der Kranke hatte mit zwanzig Jahren kein anderes Ziel, als nur das zu machen, was einen gesund erhält und das Leben verlängert. Er wurde Sportsmann, Luftfex, Vegetarianer usw. Alle Fragen schmolzen ihm zu der einen Frage ein: Ist das gesund?

Er wurde auch sexuell abstinert mit der Vorstellung, durch das Zurückhalten des Spermas das Leben ins Unendliche verlängern zu können. Eine Pollution machte ihn tief unglücklich.

Interessant sind auch die Symbolisierungen der Zeit bei den Neurotikern. Hier berühren sich die Probleme der Zeit mit denen des Raumes. Die Zeit wird zu einem unendlich langen Weg, den man zu durchwandern hat. Zu einem Ströme, den man übersetzen muss. Zeit und Geld, Blut, Sperma und alle Sekrete gehen eine symbolische Gleichung ein, deren Auflösung die merkwürdigsten Beziehungen ergibt.

Dass die Ungeduld der Neurotiker die deutlichsten Beziehungen zum Zeitproblem ergibt, ist ja einleuchtend. Der Neurotiker ist des Wartens müde. Er hat die Geduld verloren. Diesem einen Typus entspricht als bipolarer Gegensatz der andere, dem das Warten zur höchsten Lust wird, der alle Entscheidungen hinausschiebt, um die Vorlust zu verlängern. Schliesslich wird ihm die Vorlust zur Hauptsache. Auch da verrät sich die durch die Neurose erfolgte Störung. Der Neurotiker ist unfähig, die Lust des Augenblickes zu erfassen. Man denke an die Worte von Faust: „Könnt' ich zum Augenblicke sagen, verweile doch, du bist so schön!“

Der Neurotiker kennt nur die Vorlust der Realität und die Nachlust der Erinnerung. Das ist seine geheime Strafe dafür, dass er die einzig schöne Gegenwart, die Kindheit, nicht als Lust empfand und damals gross sein wollte.

Aus allen diesen Ausführungen ergibt sich die Wichtigkeit des Problems der Zeit für den Neurotiker. Das Prinzip, die Realität zu annullieren, geht meistens gegen die Realität der Zeit. Das Unbewusste kennt nach einem Ausspruche von Freud keine Zeit. Das hat eine tiefe psychische Motivierung. Es will die Zeit nicht kennen. Es setzt sich als Wunscherfüllung über die Zeit hinweg und ist zeit- und raumlos. Aus dieser Dissonanz zwischen dem Bewussten, das ohne Zeit nicht existieren kann, und einem Bewussten, das mit der Zeit nicht existieren will, entstehen manche Unsicherheiten und manche Zweifel des Neurotikers. Zwischen der Realität und der Phantasie gibt es ein Grenzgebiet, in dem die Zeitbegriffe schwanken. Die Grösse dieses Grenzgebietes gibt einen trefflichen Massstab für die Schwere der Neurose.

III.

Introjektion, Projektion und Einfühlung.

Von Dr. Sándor Kovács (Budapest).

Vorbemerkungen.

Ich will versuchen, zu sondern, was in den folgenden Ausführungen aus der Zeit vor und nach meiner Bekanntschaft mit den Freud'schen Theorien herrührt.

Musikästhetische Untersuchungen stellten mich dem Problem der Einfühlung gegenüber. Mach und Poincaré klärten mich über die Kompliziertheit des Mechanismus der Unterscheidung: Ich-Nicht-ich auf und brachten mich auf den Gedanken, dass jede Befreiung von dieser harten Arbeit eine Erleichterung, eine Lust mit sich bringen müsse: ich identifizierte diese Lust mit der Lust der Einfühlung. Aus Schriften Hirth's, Reibmayr's, Poincaré's schöpfte ich die unklare Überzeugung, dass dem Unbewussten im künstlerischen Schaffen, wie Geniessen, bedeutende Rolle zukomme. Schliesslich legte ich mir eine phylogenetische Erklärung der Einführung zurecht und fand eine zeitweilige Befriedigung in dem Gedanken, dass die Fähigkeit zur Einfühlung eine soziale Notwendigkeit, somit der Akt der Einfühlung lustvoll sein müsse.

Da war die Tatsache der Freud'schen „Verdrängung“ eine wahre Erleuchtung für mich. Nun erst wurde mir die Rolle des Bewussten und Unbewussten in der künstlerischen Betätigung klar; die Determiniertheit der Zensur durch das Unlustvolle machte die Lust bei der Aufhebung der Zensur verständlich. Diese Idee — in dem „Witzbuch“ von Freud bezüglich des Witzes ausgesprochen — versuchte ich auf das Ästhetische überhaupt auszudehnen. Der Projektionsbegriff Freud's und der durch Ferenczi in seiner Schrift: Introjektion und Übertragung klargelegte Begriff der Introjektion wurde mir dann zur Veranlassung, den bisher als einheitlich dargelegten Vorgang der Einfühlung aus zwei Momenten zusammengesetzt zu erkennen, nämlich aus Introjektion und Projektion. Bei der Konstruierung dieser Theorie waren die von Ferenczi mir mitgeteilten Krankengeschichten von Paranoischen und das letzte Kapitel von Freud's Traumdeutung von mächtiger Hilfe. Überhaupt sind aber die Ideen, die ich aus den verschiedenen Werken von Freud und seiner Anhänger schöpfte, die eigentlichen Grundlagen dieser Schrift und es wäre mir ganz und gar unmöglich, die einzelnen Stellen anzugeben, die mich zu diesem oder jenem Gedankengang angeregt haben. Dies erklärt auch, warum ich in dem Texte die Schriften Freud's verhältnismässig selten zitiere. Ich bin aber der Psychoanalyse doppelten Dank schuldig: erstens, da sie mir die Fähigkeit und Freude

zur Arbeit wiedergab; zweitens wegen des Gewinns an Erkenntnis, den mir der theoretische Teil der Freud'schen Psychologie verschaffte.

I.

Wollte ein Sophist seinen Gegner in recht arge Verlegenheit bringen, erreichte er sein Ziel sicher mit der Frage: „Wo hört das Ich auf? Wo fängt das Nicht-Ich an? Wo ist die Grenze, die sie scheidet?“

„Das ist mir doch ohne weiteres klar,“ würde jener antworten; „habe ich Zahnweh, so zweifle ich nicht, dass es meinem Körper entspringt; sehe ich einen Baum, weiss ich ohne weiteres, dass er ausserhalb meiner selbst ist, wie könnte ich sie verwechseln?“

„Wieso denn? Du hast ja doch von beiden nur durch deine Empfindungen Kenntnis; die eine Empfindung im Zahn, die andere im Auge. — Mit welchem Rechte sagst du, dies gehört zu meinem Ich, jenes aber nicht?“

„Ich glaube, weil die ersteren Empfindungen nur eines bedeuten — etwa einen Baum, ein Haus, ein Gewitter —, die anderen aber, ausser ihrer einfachen Bedeutung, — sei es etwa ein schmerzender Zahn —, noch eine zweite Bedeutung mit sich führen, sozusagen einen Zusatz, welcher besagt, dass sie dem Ich angehören.“ —

„Du behauptest also, dass alle Empfindungen, die diesen „Ich-Zusatz“ besitzen, dem Ich angehören, alle dagegen, die den „Ich-Zusatz“ nicht besitzen, dem Nicht-Ich.“ —

„Ja, das will ich sagen.“ —

„Nun frage ich dich: Ist es dir noch nie vorgekommen, dass dir bei Nacht ein Arm eingeschlafen ist? Du erwachtest, ergriffst deinen Arm und warst heftig erschrocken, weil du ihn für einen fremden menschlichen Körper hieltest?“

„Ja, das ist mir oft vorgekommen.“ —

„Antworte mir nun: War dein Arm in jenem Momente noch zu deinem Ich gehörig? Deiner Empfindung fehlte doch der Ich-Zusatz: denn hätte er nicht gefehlt, so hättest du dich nicht geirrt und wärest nicht erschrocken.“ —

„Ich müsste sagen, dass mein Arm damals nicht zu meinem Ich gehörte, doch ich spräche gegen meine Überzeugung; ich bin sicher, dass mein Arm damals ebenso mir gehörte wie jetzt.“

„Dann, fürchte ich, ist es nicht weit her mit deinen Ich-Zusätzen. — Nun beachte aber folgendes: Wir lauschen dem Spiele eines grossen Violin-Künstlers: die Bewegungen seiner Hände sind in seiner unbedingten Gewalt, nie zeigen sie sich ihm rebellisch. Er braucht nur die Bewegung zu denken, und schon ist sie da. — Und derselbe Virtuose wird vielleicht daran zugrunde gehen, dass er nicht imstande ist, die ungeordneten Bewegungen seines Herzens oder seiner Eingeweide zu regeln. — Darf man da mit Recht behaupten, dass sein Herz, seine Eingeweide inniger, fester zu seinem Ich gehören als seine Violine?“

„Ich glaube, vielleicht doch; denn würde man sein Herz oder die Eingeweide aus seinem Körper entfernen, so stürbe er unter den fürchterlichsten Qualen.“

„Man schneidet Haare und Nägel ab, ohne dass man es bemerkt; gehören die also auch nicht zu dem Ich?“

„Doch!“

„Und hast du noch nie von Fällen gehört, wo die Trennung von etwas, das nicht zum Körper gehört, was also ohne operativen Eingriff entfernt werden kann, etwa die Trennung von einem geliebten Wesen, dem Vaterlande, oder gar von einer blossen Idee, die bittersten körperlichen Schmerzen, ja, den Tod hervorgerufen hat? Müsste man daraus nicht schliessen, dass alles das eigentlich viel organischer zum Ich gehört, als Haare und Nägel?“

„Ja, das muss man.“ —

„Erscheint dir nun die Violine nicht vielmehr als ein edles, feines Organ, das sich der Mensch zurecht gemacht, womit er sein Ich ergänzt hat?“

„Ja, überhaupt jedes Werkzeug, dünkt mir nun, ist nichts anderes als eine Ausdehnung, Hinaus-Versetzung des körperlichen Ichs, gewissermassen ein Wachsen über den Körper hinaus.“

„So erscheint es mir auch. — Der Mensch, der den Hebel ersann, erschaffte sich einen übermenschlich langen Arm und der Erfinder des Hammers eine gar kräftige Faust.“ —

„Und der erste Ruderer mächtige Flossen.“

„Und der Erfinder der Eisenbahn behendere Beine.“

„Und die Telephondrähte sind Lungen, die unsere Stimme bis ans andere Ende der Welt schmettern.“ —

„Und das Teleskop Augen, die in andere Sternensysteme hineinspähen.“

„Und die Retorten und Eprouvetten recht feine Nasen und Gaumen.“

„Und die Schrift ein unendliches Gedächtnis, eine gigantische Voraussicht.“ —

„Wahrhaftig, ich gestehe, all diese Dinge sehe ich nun als zu dem Ich gehörig, ohne dass sie an sich „Ich-Gefühle“ verursachen könnten.“

„Und andererseits: so oft du den Schmerz eines Verwundeten mitfühltest, vor Mitleid weintest, so oft du mit dem Glücklichen lachtest, waren die Objekte deiner Lust und Unlust nicht tatsächlich in dein Ich eingedrungen? Du hattest ja so starke Ich-Gefühle!“

„Vollkommen; ich wage fast zu sagen: Kultur ist Ich-Ausbreitung.“

Der Sophist hat nicht unrecht; die Grenzen des Ich und Nicht-ich sind nur für das gewöhnliche praktische Leben, konventionell zurechtgerückt, tatsächlich gegeben sind für uns nur Sinneseindrücke, die wir n a c h h e r teils dem Ich, teils dem Nicht-Ich attribuieren.

Das muss gelernt werden. — Das Kind kennt diesen Unterschied noch nicht; fortwährendes Experimentieren an dem eigenen wie an fremden Körpern, mühseliges Erlernen vieler Relationen, die es auf die Autorität der Erwachsenen hin als bestehend annehmen muss, ist nötig, ihm die Geschicklichkeit an dieser Unterscheidung beizubringen.

Diese Erfahrungen und Unterweisungen gestatten ihm, nach und nach dessen bewusst zu werden, dass gewisse Verknüpfungen von Sinneselementen unbeständig sind, andere dagegen zu relativ unveränderten Komplexen vereinigt, immer neben- oder nacheinander anzutreffen sind. Er bewegt sich und bemerkt, dass die Bäume, Häuser, denen er sich nähert, sich vergrössern, eventuell die Form, die Farbe ändern, dann hinter seinem Rücken verschwinden, um anderen Gegenständen Platz zu machen, dass dagegen seine Glieder nicht voneinander lassen, dass

seine Bewegungen, seine Muskelempfindungen und ihre Reihenfolge während des Gehens unverändert bleiben. — Er stellt notgedrungen die Beständigkeit dieser — nach Ort und Zeit gruppierten — Komplexe von Sinneseindrücken der Unbeständigkeit anderer Komplexe gegenüber, bemerkt Übergänge zwischen den beiden, lernt die Grade und Bedingungen der Beständigkeit zu bestimmen: lernt Gesetzmässigkeiten kennen. — All dies vereinigt sich zu einem System von Kriterien, was wichtig, möglich, ausführbar, reell, was unwichtig, unmöglich, irreell, Phantasiegebilde ist; ein System, welches fürderhin als Kontrolle bei der Sichtung der Sinnesbilder bezüglich ihrer Zugehörigkeit zum Ich oder Nicht-Ich, zum Subjekt oder Objekt, zur Irrealität oder Realität dient. — Wir wollen diese Form der geistigen Anpassung die „individuelle Kontrolle“ nennen.

Da sie die Anpassung an äussere Umstände darstellt, ist sie im Grunde genommen von allumfassender Allgemeinheit; es gibt aber eine Gruppe von „Umständen“, die durch die ungemein wichtige Rolle, die sie im menschlichen Leben spielen, eine spezielle Anpassung erfordern; jene nämlich, deren Summe man Gesellschaft nennt. — Mit der individuellen Logik kommt man in der Gesellschaft nicht mehr aus; die gesellschaftliche Logik ist vielfach anders, ja oft sogar jener entgegengesetzt. — Neue, unendlich kompliziertere Gesetzmässigkeiten müssen bemerkt, benützt werden, um die Anpassung an die Gesellschaft zu vollenden. — Zur individuellen, materiellen Kontrolle, die über Realität, physische Möglichkeit Auskunft gab, gesellt sich nun die moralisch-ästhetische Kontrolle, die die Frage nunmehr so stellt: Ist es gestattet, geziemend, schön oder nicht. — Nun werden unsere Gedanken, Wünsche, Empfindungen auch von dieser sozialen Kontrolle gesichtet; nur was diese unbehelligt passieren lässt, was „gesellschaftsfähig“ ist, wird für mein, meiner würdig deklariert, wird gedacht, gesprochen, getan; Erziehung heisst Erlernen und Befestigen der individuellen und der sozialen Kontrolle.

Der Mechanismus der Kontrolle besteht zunächst in der systematischen Nichtbeachtung eines grossen Teiles der Sinneselemente, die sich uns darbieten. James unterscheidet sieben Arten oder Stufen oder Instanzen dieser Selektion — ebenfalls ein Überleben des geeignetesten — für uns. — Die erste gibt sich schon darin kund, dass jedes unserer Sinnesorgane aus der Masse der Bewegungen in der Aussenwelt nur gewisse, unseren Zwecken zusagende, extrahiert, die dann die Ursachen unserer Empfindungen werden. — Zweitens zieht die Aufmerksamkeit aus diesen nun zugelassenen Empfindungen nur jene aus, die — sei es durch ihren Nutzen, sei es durch ästhetische Eigenschaften — Recht dazu gewinnen; das Namengeben ist das Zeichen der Würdigung gewisser Objekte. — „Unterdrücken wir dieses subjektive Interesse, betrachten wir die Dinge an sich: und ein namenloser Wirbelwind, der den Staub aufwühlt, wird ebenso eine Individualität sein, wie unser Körper und verdient ebenso sehr oder ebensowenig die Würde eines individuellen Namens.“ — Drittens wählen wir aus den Empfindungen, die uns die Objekte liefern, einige aus, die die wahre Natur dieses Objektes repräsentieren sollen, und betrachten die übrigen als puren Schein, der den Umständen der Zeit und des Ortes gemäss wechselt. — „So gibt die Platte meines Tisches unendlich viel Netzhautbilder, deren eines vier Rechtwinkel besitzt, alle anderen

aber zwei Stumpfwinkel und zwei Spitzwinkel; trotzdem sage ich, dass die wahre Wahrnehmung jene mit den vier Rechtwinkeln ist und reduziere einfach alle übrigen Wahrnehmungen zu Perspektivbildern; ich nenne meinen Tisch ein Parallelogramm und erhebe diese Eigenschaft zur wesentlichen“ — etc.

Wir eignen uns Gewohnheiten der Aufmerksamkeit an, wodurch das bereits so gesichtete Wahrnehmungsmaterial einer vierten Auswahl unterworfen wird; Alter, Geschlecht, Erziehung, Profession dirigieren die Aufmerksamkeit in verschiedene Richtungen. Ja, alles Denken ist die Funktion eines psychischen Organes, das das Ganze einer Erscheinung zerteilen und unter den so künstlich geschaffenen Teilen jene auswählen kann, die zum bezweckten Ergebnis führen muss: die fünfte Auswahl. Die „Konvergenz der Charaktereigenschaften“ ist das Pendant dieses Vorganges im künstlerischen Schaffen. — „Ein jeder weiss, dass der Künstler jedes Detail einer Wahl unterwirft, indem er Töne, Farben und Formen, die miteinander und der führenden Intention des Werkes nicht im Einklange stehen, zurückwirft; — jedes beliebige Naturobjekt kann das Material eines Kunstwerkes abgeben, wenn nur der Künstler Talent genug besitzt, einen wesentlichen und wahrhaft charakteristischen Zug zu betonen und alle zufälligen Details aufzuopfern, die sich nicht vertragen.“ Endlich ist Moral nichts anderes als unausgesetzte Wahl — keine Handlung besitzt moralische Qualität, wenn sie nicht von mehreren ebenso möglichen ausgewählt wurde. — „Die Argumente, die zugunsten des geraden Weges sprechen, aufrecht erhalten und verstärken, die Augen davon nicht abzuwenden, dementsprechend die Gelüste zu ersticken, die uns zu den blumigen Pfaden der Lust einladen; festen und sicheren Schrittes auf den ersten Wegen der Pflicht zu wandeln: das sind gewiss charakteristische moralische Energien“ 1). —

Diese negative Leistung des Kontrollmechanismus wird durch eine positive ergänzt. — Die Vorstellungen, die wir ausgewählt, die wir von den Objekten als die einzig wichtigen, charakteristischen, der Aufmerksamkeit würdigen abstrahiert haben, werden sozusagen zu Organen — von der eigenen Funktion geschaffen — dazu dienend, jede neue Wahrnehmung ihren spezifischen Energien gemäss umzugestalten. — Sie werden zu Ökonomiebeamten der Seele, die ihr Möglichstes tun, alles Neuangekommene in den ihnen zugeteilten Fächern unterzubringen. —

Die Masse der schon vorhandenen Vorstellungen ist in ewiger Fehde mit den neuen Ankömmlingen, sie annektiert letztere endlich, aber nicht ohne selbst durch sie beeinflusst zu werden. — Dieser Prozess der Assimilation, der auf Gegensätzlichkeit beruhenden Verfälschung der Wahrnehmungen durch die bereits vorhandenen Vorstellungen, begleitet uns auf Schritt und Tritt; ohne sie wären wir nicht in stande, selbst die gewöhnlichsten Verrichtungen zu bewältigen. —

Dieses Wählen bedeutet eine harte Geistesarbeit. — Je höher wir nämlich auf der Stufenleiter der Auswahl hinaufsteigen, d. h. an je ferner liegende Konsequenzen die geistige Anpassung Rücksicht nehmen muss, desto weniger wird die Verleihung des Bürgerrechtes der Vorstellungen durch die blosse Intensität oder anderweitige grössere Eignung zur Nervenregung bestimmt. — Die logische, moralische und ästhetische Auswahl

1) Précis de Psychologie par William James. Paris 1910, S. 220/224.

setzt komplizierte Denkvorgänge voraus, die bei der Bekämpfung grösserer Intensitäten (Interesse, Gefälligkeit) vielfach eine zu harte Arbeit zu leisten hätten. Um dieser Arbeitsleistung zu entgehen, bedient sich das Bewusstsein des Mechanismus der Verdrängung. Jeder seelische Vorgang lässt im Organismus die Disposition zur Wiederholung desselben Vorganges zurück. Die Verdrängung trachtet diese Reproduktion möglichst zu hemmen. Das Mittel zu diesem Zweck ist die Isolierung, die Ausschaltung des betreffenden Vorganges aus dem Komplex bewusster Seelenprozesse. — Subjektiv ausgedrückt heisst das so viel, dass die betreffende Vorstellung ins Unbewusste hinuntergedrückt, dass sie vergessen wird. — Allein dies Vergessen beansprucht Energie und hält solche fest. — Beweisen das schon die therapeutischen Erfolge der Freud'schen Schule im allgemeinen, indem sie durch das Wiederbewusstmachen verdrängter (d. h. ins Unbewusste hinuntergedrückter) Vorgänge viel anderweitig benutzbare geistige Energie zutage fördern, so ist das Gefühl der stürmisch befreienden Erleichterung, dass uns die plötzliche Aufhebung der Zensur¹⁾ verursacht, mag es sich um eine Zote, einen Tendenzwitz, um eine Narrheit, Kindereien oder um die Phantasien des Dichters handeln — noch viel überzeugender.

Unter normalen Umständen pflegen wir keine Kenntnis von der Arbeit zu nehmen, die wir während der Verrichtung der Kontrolle zu leisten haben, so wenig wir es bemerken, dass die Atmung oder Verdauung Energie in Anspruch nehmen. Anormale Fälle aber belehren uns eines anderen, indem sie bezeugen, dass es Individuen gibt, die nicht imstande sind, die nötige Energie aufzubringen, um die Kontrolle zu bewältigen.

Die belehrendsten Beispiele bieten Geisteskranke. Ich beziehe mich auf die Grenzfälle: auf die Paranoia und die Hysterie. In beiden Fällen handelt es sich um einen Konflikt mit der Umwelt; der Kranke vermag die Tatsachen, seine oder anderer Gedanken und Handlungen mit den Grundsätzen der sozialen Zensur nicht in Einklang zu bringen. Sie entgehen der Schärfe des Konfliktes dadurch, dass sie die unlustvollen Vorstellungen verdrängen, d. h. ihres Affektes berauben, sie gleichsam für „gleichgültig“ erklären. Dadurch wird grosse Masse Affektes von ihrem ursprünglichen Objekte abgelöst, „flottiert frei“ (Freud). Der freiflottierende ungesättigte Affekt ist aber — wie eine freie Säure — ätzend, unlusterzeugend. Der Paranoiker wird diese Affekte los, indem er die Welt — das Nicht-Ich — zum fühlenden Subjekte dieser Affekte macht, der Hysterische, indem er unermüdlich auf der Lauer nach Objekten ist, die er zur Linderung seiner immer disponiblen, objektlosen Affektmenge in das Ich einbezieht (Ferenczi). Dies könnte auch in der Form ausgedrückt werden, dass sich die Zensur u. a. auch gewisser Verschiebungen im Kontrollmechanismus bedient, um die Affektverdrängung sicherzustellen. Das wäre wohl die knappste Formulierung der Überlegungen Ferenczi's über die Rolle

¹⁾ Unter Kontrolle und Zensur lässt sich folgender Unterschied statuieren: Kontrolle nenne ich den Mechanismus, der dazu dient, um das Ich vom Nicht-Ich zu sondern. Den Ausdruck „Zensur“ gebrauche ich im Freud'schen Sinne, nämlich als den Namen für einen Prozess der Sichtung, die die Vorstellungen und Affekte den Bedingungen eines kultivierten Gemeinwesens anzupassen und das Gesellschaftsunfähige zu verdrängen sucht.

der Ich-Ausdehnung (Introjektion) bei der Hysterie und der Ich-Schrumpfung (Projektion) bei der Paranoia¹). Hysterie, wie Paranoia, beide verschieben die Ich-Grenze, nur beide in gegensätzlichem Sinne; die Paranoia, indem sie gewisse Gefühle der Welt, dem Nicht-Ich, zuschreibt, die Hysterie, indem sie Vorgänge der Aussenwelt in den eigenen Gefühlskreis einbezieht. Ein idealer Paranoiker würde die ganze Welt zum Subjekte seiner Gefühls- und Vorstellungskomplexe gestalten; seine Individualität wäre aus seinem Denken scheinbar gänzlich ausgeschlossen. Die Analyse der Wahnideen zeigt deutlich, wie der Paranoische seine Individualität auf die Welt projiziert. — Er ist verliebt, will es aber nicht sein; darum projiziert er die Liebe, indem er bemerkt, dass andere verliebt sind, er aber nicht. Und nun konstatiert er alles, was in ihm vorgeht, an seinen Nebenmenschen. Hat er gewalttätige Absichten, so findet er, dass alle anderen, nur er nicht, böswillig seien; ist er furchtsam, so bemerkt er mit Genugtuung die Befangenheit anderer, ihm, dem Helden, gegenüber. — Er ist nicht der Autor seiner Gedanken, er ist nicht schuld an ihnen, er ist nicht verantwortlich für sie; sie werden ihm vorgesprochen, diktiert, eingeflüstert. Darum fühlt er sich unschuldig, unfehlbar, grösser, wertvoller als andere Menschen; er ist Übermensch, Genie, König, Papst, Gott. Aber die Grösse hat auch ihre Schattenseiten: Er ist von Neidern und Rivalen umgeben, er wird verfolgt, beobachtet, von geheimen Feinden insultiert, es werden Anschläge gegen seine Person geplant.

Der Paranoiker begeht keinen logischen Fehler; aus seinen Prämissen folgert er die Ergebnisse mit der strengsten Konsequenz, sein System ist mit Wissenschaftlichkeit aufgebaut. — Auch ist er nicht eigentlichen Sinnestäuschungen unterworfen, seine Illusionen haben immer objektiv ausweisbare Ursachen (Kräpelin). Die Abnormität des Paranoikers besteht einfach darin, dass er die Wahrnehmungen zu anderen Vorstellungsmassen assimiliert, aus anderen Gesichtspunkten sieht als der normale; seine Aufmerksamkeit ist anders gerichtet. Seine Auswahl ist aber abgesehen von der ursprünglichen Verschiebung in der „Kontrolle“, nicht minder, auch nicht mehr willkürlich als die sogenannte normale; sein System ist eine mögliche Weltanschauung; sie ist für ihn entschieden die beste; sie ist widerspruchslos, und er rettet sich in sie vor den Widersprüchen, die ihn quälen.

Ich will es hier versuchen, den Projektionsmechanismus an einem berühmten Dichterwerke zu exemplifizieren.

Ich meine den Don Quixote von Cervantes, und möchte hier den psychischen Vorgang untersuchen, durch welchen er die objektive Welt in seinem Sinne umgestaltet.

Don Quixote verliebt sich in die Wunderwelt der Ritterromane. Die Wirklichkeit aber steht in hartem Widerspruch zu dieser Phantasiewelt. — Er kann diesen Widerspruch nicht ertragen, hilft sich also, indem er die Ich-Kontrolle aufhebt, und alles, was nur in seiner Phantasie lebt, auf die Aussenwelt projiziert, d. h. diese derart verwandelt, dass sie

1) Bei dieser Gelegenheit weise ich darauf hin, dass diejenigen, die diese Ablösung der Affekte von ihren ursprünglichen Objekten als Mystizismus und Personifizierung der Gefühle ablehnen, es vergessen haben, dass derselbe Gedanke in James-Lange'schen Affekttheorie schon längst ohne Widerspruch zu erregen, ausgesprochen wurde.

in sein System passt. — Er lügt nie, folglich glaubt er jedem; er ist gut, daher kann keiner schlecht sein; er vergöttert die Frauen und erwartet dasselbe von jedermann; er ist der Ritter, der auf Abenteuer ausgeht: es liegt auf der Hand, dass jeder, dem er begegnet, es ebenfalls sein muss; er ist tapfer, folglich hat er viele starke Feinde. Sehr charakteristisch ist es aber — und beweist den genialen Blick Cervantes — dass Don Quixote, wie falsch er auch die Ereignisse am Ende auffassen mag, eigentlich nie echten Sinnestäuschungen unterworfen ist. Vielmehr ist der Ausgangspunkt seiner Wahnvorstellungen immer eine undeutliche, verschwommene Wahrnehmung, die mehrere Deutungen zulässt. Er sieht in der Finsternis grosse, sich rhythmisch bewegende Massen. Auch Sanch o erblickt jene Bewegungen, nur deut et er sie anders, nämlich als Windmühlen. Don Quixote sieht eine Staubwolke, ein anderer ebenfalls; nur deut et sie der Normale für eine Schafherde, Don Quixote für zwei feindliche Heere, mit denen seine Phantasie eben beschäftigt ist. Der Schlussprozess ist bei beiden streng logisch, die neuen Eindrücke werden bei beiden richtig assimiliert. Erst die weitere Erfahrung zeigt, wer im Rechte war. — Die grössten Irrtümer begeht der Held bei Nacht oder in der Finsternis. Bei Nacht hält er die ungewaschene Tochter des Wirtes für ein Burgfräulein, bei Nacht kämpft er mit dem Riesen; in einer finsternen Höhle glaubt er sich in dem verzauberten Lande des Montesino. Die Entstehung und Entwicklung des Wahnes sehen wir vor unseren Augen vor sich gehen. Zuerst eine undeutliche Wahrnehmung, die falsch gedeutet wird, und alles was darauf folgt, muss sich dieser einmal gefassten Idee fügen. Es blinkt etwas in der Ferne: das kann nur der Helm Manbrin's sein; und mag er später das Barbierbecken auch in nächster Nähe sehen, umsonst: das erste Bild wird darauf projiziert, es bleibt ewig der Helm des Manbrinus. — Vermag er die Meinung anderer schon gar nicht mit der seinigen in Einklang zu bringen, so nimmt er zur Annahme der Verzauberung Zuflucht. —

„Wahrlich Sancho, bei demselben Gotte, bei dem du vorher geschworen hast,“ sagt Don Quixote, „du hast den allerdümmsten Verstand, den nur jemals noch ein Stallmeister in der ganzen Welt hat oder gehabt hat. Wie ist es möglich, dass du, der du schon solange in meiner Gesellschaft bist, nicht einsiehst, wie alles, was die irrenden Ritter angeht, nur wie Hirngespinnst, Narrheit und Unsinn aussieht, und alles verkehrt und wunderbarlich scheint? Nicht deswegen, weil es sich also befindet, sondern weil immer ein ganzes Regiment von Zauberern hinter uns herläuft, die alle unsere Dinge verändern und verwandeln und sie nach ihrem Gefallen auswechseln, je nachdem sie uns beschützen oder verfolgen, und so scheint, was dir ein Barbierbecken aussieht, mir der Helm Manbrin's, und ein anderer wird es wieder für etwas anderes ansehen. Auch war es eine herrliche Vorsicht des Weisen, der auf meiner Seite ist, es so einzurichten, dass allen das ein Bartbecken scheint, was doch wahrhaftig und in der Tat der Helm Manbrin's ist, denn da er von so unermesslichem Werte ist, würde mich die ganze Welt verfolgen, um ihn nur zu besitzen; da sie ihn aber nur für ein Barbierbecken ansehen, kümmern sie sich nicht sonderlich darum, wie es sich auch bei jenem auswies, der ihn zerbrechen wollte und ihn dann mit Verachtung auf dem Boden liegen liess, wo er ihn wahrlich nicht um alle Welt gelassen hätte, wenn er seine Preislichkeit gekannt.“

II.

S. Freud wirft an einer Stelle der Traumdeutung die Frage auf, was uns eigentlich an der Tragödie des Ödipus so mächtig ergreife: Der Beweis der Unerbittlichkeit des Schicksals vielleicht, dem keiner von uns zu entrinnen vermag? Wäre dem so, so wäre die Wirkungslosigkeit, ja fast komische Wirkung der modernen Schicksalsdramen nicht zu erklären. Den wirklichen Grund findet Freud vielmehr darin, dass wir uns durch das Schicksal Ödipus' in der innersten Seele getroffen fühlen. Wir sind eben alle Ödipusse. Sagt doch schon Diderot: „Auf uns verlassen und wenn die Kräfte unseres Körpers denen unserer Phantasie gleichkämen, würden wir unsere Väter ermorden, um unsere Mütter geschlechtlich zu besitzen.“

Ebenso könnte man aber die Frage aufwerfen: Was ist es, das einen an den berühmten Roman E. T. A. Hoffmann's, an den Elixieren des Teufels so ausserordentlich fesselt und so tief auf uns einwirkt? Was bewirkt es, dass wir dieses Konglomerat von Mord, Blutschande, Gespenstern, Verrückten, Wundern, Zufälligkeiten nicht wie einen Schauerroman verwerfen, sondern zu den grössten Werken eines grossen Dichters zählen? Warum müssen wir auch diesen armseligen verrückten Ritter von Mancha so aus ganzem Herzen lieben, wie einen vertrauten Freund? Warum nennen wir seine Geschichte eines der grossen Bücher der Menschheit? — Ja, warum lieben wir alle die Irrfahrten eines Robinson Crusoe? Mit demselben Rechte könnte man fragen, warum die subjektiv-ideelle Dichtungs-Philosophie Platon's, der Realismus der Scholastiker, der Mystizismus eines Hegel, Schopenhauer eine so tiefe und dauernde Wirkung ausübt, mit der sich die Popularität eines Locke oder Spencer nicht messen kann?

Liegt etwa das Geheimnis der Wirkung des Hoffmann'schen Romans im Mystischen, Dämonischen? Tausend Schauer- und Detektivromane arbeiten mit denselben Requisiten und wir verschmähen sie. — Wirkt an Don Quixote die Genugtuung angenehm, dass wir vernünftiger sind als er? Sicherlich nicht; ist doch der Geistesgestörte ein trauriger Anblick, und wir weichen ihm womöglich aus. — Wirkt Robinson Crusoe durch die wunderbaren Beweise einer gütigen Vorsehung oder durch seine Abenteuer? Ungezählte Bücher, die nur moralisch waren, ungezählte Abenteuerromane sind in wohlverdiente Vergessenheit geraten. — Und eroberten etwa Plato, die Mystiker, oder Hegel die Welt mittelst grosser Wahrheiten, die sie verkündeten?

Unsere Antwort kann nicht anders lauten als die Freud's Ödipus betreffend. All die aufgezählten Vorzüge hatten zu ihrer Zeit einen Anteil an der Wirkung. Das eigentlich Wirksame sind sie gewiss nicht. Wie vom Ödipus, fühlen wir uns durch diese Werke im Innersten getroffen. Sie rühren am Triebhaft-Menschlichen in uns. Diese Werke sprechen Gedanken aus, die auszusprechen wir, sei es aus Mangel an klarer Einsicht, sei es infolge der Schmerzlichkeit oder moralischen Unerträglichkeit des Gedankens — nicht vermochten oder nicht wagten. Der Medardus E. T. A. Hoffmann's, Don Quixote, Robinson, Platon verwirklichen ein geheimes Ideal unser aller: ihnen gelingt es, die Welt dem Ich gemäss umzugestalten, eine Welt nach ihrem eigensten Geschmack und Gutdünken ins Leben zu rufen, das Ich, das bei uns allen ewig in seinen selbst-

gesetzten Schranken zu beharren gezwungen ist, fast restlos auf die Aussenwelt zu projizieren. —

Eine halbwegs in die Tiefe gehende Selbstanalyse kann es jedem zeigen, dass wir vieles vom Charakter aller dieser vier Persönlichkeiten in uns haben. — Wir selber sind es, die die Projektion in jedem Augenblick gebrauchen, ja ohne Projektion das Leben kaum aushalten könnten. — Wir sind es, die die Schuld unserer Taten so gerne auf einen anderen wälzen, wenn nicht auf den Teufel, wie Medardus, so auf Gott, oder einen Mitmenschen oder auf den Zufall; wir sind es, die wir in einer Art Grössenwahn uns den Mitmenschen unberechtigterweise überlegen fühlen. Wir alle sind es, die die Aussenwelt mit dunklen und lichten Mächten bevölkern, wir, die so gerne Kausalität in der blossen Aufeinanderfolge, Zufall in der gerechtesten Konsequenz, Symbol im Unbedeutendsten, bedeutenden Wink im Alltäglichsten, eine Flachheit im Grossartigsten, die Regel erhärtende Ausnahme im grellsten Widerspruch sehen, kurz, einen „sachlichen Zusammenhang der Erscheinungen auf Grund des leicht geschürzten psychologischen Bandes vermuten“ (Kräpelin), sobald und insofern er uns bequem ist, es in unser „System“ passt. — Wer von uns darf sich rühmen, aus dem gewöhnlichsten Tonfall noch nie Liebe oder Hass herausgehört zu haben? Einen, dem man Unrecht zufügte, nie mit Schuld beladen zu haben, nur um ihn hassen zu können? Nie unter jedem Hut das Gesicht seiner Geliebten entdeckt, nie ein gefürchtetes Ereignis halluzinatorisch in Realität vor sich gesehen, seine Erinnerungen, die Erzählungen anderer — wie der Paranoische — zu seinen gunsten gefärbt zu haben? Nie Windmühlen für Riesen, eine Bauerndirne für Dulzinea, das Barbierbecken für Manbrins Helm angesehen zu haben?

Ohne Unterlass sind wir damit beschäftigt, die Wirklichkeit unserer Bequemlichkeit gemäss zu entstellen, unsere Innenwelt zu projizieren; was Wunder, wenn uns dichterische Gestalten imponieren, denen dies in ungewöhnlichem Masse gelang. Ist doch das höchste Menschenideal: Gott, zugleich das Ideal des Projizierenkönnens. Gott schafft den Menschen nach seinem Bilde, weil dieses Bild das Höchste ist, was Menschengestalt unternehmen kann.

Niemand kommt diesem Ideal so nahe als der Künstler, der geniale Mensch. Wie schon so oft geschehen, müssen auch wir Kunst und Irrsinn miteinander vergleichen. — Nachdem wir die Verrücktheit als Kunstwerk angeschaut haben, nun die Kunst mit den Augen des Psychopathologen betrachten —, nicht, um die Kunst zu erniedrigen, wie dies durch die pathologische Ästhetik Lombroso's geschehen ist, eher vielleicht um den Wert der Narrheit zu erhöhen. — Im grossen und ganzen ist die Geistestätigkeit des Dichters mit dem des Paranoikers identisch: Beide unterscheiden sich von dem gewöhnlichen Menschen durch die Fähigkeit, die Ich-Kontrolle aufheben, d. h. projizieren zu können. — Ebenso, wie der Verrückte, kann dies der Dichter in den verschiedensten Massstaben bewerkstelligen, er kann sich gewissermassen an verschiedenen Schichten der Kontrolle vergreifen. Er kann die logische Kontrolle verschieben, um die Gegenwart oder die Vergangenheit oder die Zukunft oder die Entfernung von der Herrschaft der Naturgesetze zu befreien und sie den Gesetzen seiner Phantasie zu unterordnen; er vermag uns eine Welt zu schaffen, in der die Bestimmungen der konventionellen Moral aufgehoben sind; ebenso wie der Verrückte kann er die halb logische,

halb konventionelle Kontrolle überschreiten, die unsere Sprache regelt, um die Wörter nach ihrem Klange und Wohlklange statt der der strengen logischen Konsequenz aneinanderzureihen. —

Wie übrigens auch mancher Paranoiker, ist er, der Künstler, keinen wirklichen Sinnestäuschungen unterworfen. Er baut sich aber seine Welt ähnlich wie jener; er schiebt die Ich-Grenze hinaus und verändert die Welt nach seiner eigenen Lust. Der Charakter des Dichters — der, wie der Verrückte nach der einmaligen Verschiebung der Ich-Kontrolle seine Konsequenzen mit tadelloser Logik zieht — weist notwendigerweise Ähnlichkeiten mit dem des Paranoikers auf. Es gehört nicht zu unserer Aufgabe, diese sonst ungemein interessante Parallele zu verfolgen, die übrigens bei *Lombroso* (*Der geniale Mensch*) ziemlich vollständig durchgeführt ist. Nur kurz weise ich auf den oft übermässigen Stolz hin, der die unvermeidliche Folge einer Weltanschauung ist, die jede Person, jeden Gegenstand und jede Begebenheit in Beziehung zu seinem Ich bringt; sowie auf die überaus häufig ausgesprochene Idee der Künstler, dass sie ein Werkzeug einer fremden, gewöhnlich höheren Inspiration seien. Die Aussage *Möbius'* (über *Schopenhauer*), dass fast alle grossen Männer mehr als die gewöhnlichen das Gefühl „es denkt in mir“ empfunden haben, kann durch eine grosse Anzahl Geständnisse bekräftigt werden. *Homer* sagt uns durch den Mund des *Odysseus*: „Ich liebte Schiffe, Ruder, Kampf, Speer und Pfeil, was andere verabscheuen, mir aber war lieb, was ein Gott mir in die Seele gab.“ *Sokrates* wurde seine Weisheit von einem Dämon eingeflüstert¹).

Mozart bekennt, die musikalischen Erfindungen entstanden in ihm wie Träume, sogar gegen seinen Willen. — *E. T. A. Hoffmann* äusserte wiederholt gegen seine Freunde: „Wenn ich komponieren will, setze ich mich ans Klavier, schliesse die Augen und spiele, was mir von aussen vorgesagt wird.“

„Nicht ich bin es, der denkt,“ sagt *Lamartine*, „es sind meine Gedanken, die für mich denken.“ In einer Handschrift *Alfieri's* fand man über einer Sonette die eigenhändige Notiz des Dichters: „Im Spazierengehen. Wider Willen verfasst.“

Zitieren wir noch *Goethe*²):

„Jede Produktivität höchster Art, jeder grosse Gedanke, der Früchte bringt und Folgen hat, steht in niemandens Gewalt und ist über alle irdische Macht erhaben. — Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Danke zu empfangen und zu verehren hat. — Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt und dem er sich bewusstlos hingibt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. — In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäss zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses.“ —

(Schluss folgt.)

¹) Die folgenden Beispiele aus *Lombroso*: „*Der geniale Mensch*“. Hamburg 1809. S. 24/25.

²) Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies von *Dr. Albert Reibmayer*. München 1908. 2. Bd. S. 176.

Mitteilungen.

I.

Aus der Analyse zweier Treppenträume.

Von James J. Putnam (Boston).

1. Eine 37 jährige, unverheiratete, sehr feine Dame, an Angstzuständen leidend, mit ausgeprägten homosexuellen Neigungen behaftet, hatte folgenden kurzen Traum: Sie war im Begriffe, eine treppenähnliche Leiter zu besteigen, die sich innerhalb einer Art von Turm spiralgig hinaufzog. Die Wände dieses Turmes waren ganz offen, also gerüstähnlich. Dabei war es ihr möglich, nach jeder Richtung eine breite Landschaft zu übersehen (Schaulust?). Dicht vor ihr ging ein grosser Hund, der aber nach kurzer Zeit tat, als ob er sich fürchtete weiter hinaus zu gehen, und ohne sich umzuwenden, also mit dem Hinterteil gegen sie gerichtet, abzusteigen anfang. Er war bald soweit heruntergerückt, dass er unterhalb ihres Oberkörpers zu stehen kam und sich selbst gegen ihre Kniee drückte. Dabei will sie keinerlei Angst oder Aufregung empfunden haben, sondern sah in dem Hund nur ein gewaltiges Hindernis, welches ihr das Erreichen des ersehnten Zieles unmöglich machte, nämlich das Aufsteigen bis zu einer bestimmten Plattform, von der aus eine schöne Aussicht zu haben war.

Zu dem Ziel bemerkt die Träumerin, sie möchte gerne ihre Talente zugunsten der von ihr bevorzugten älteren Damen verwerten, sei aber durch ihre Krankheit daran gehindert. Aus den reichen Ergebnissen der Analyse soll hier nur wenig mitgeteilt werden: Als kleines Mädchen spielte sie gerne mit Buben und wollte selbst gerne ein Bub sein. Ihre im ganzen von ihr sehr geliebte Mutter starb vor vielen Jahren an einer langwierigen Krankheit; nach ihrem Tode machte sich die Tochter Vorwürfe, sie etwas vernachlässigt zu haben. Mit etwa 16 Jahren ein Koitusversuch mit einer Schulgenossin, der ihr ausserordentlich schwere Selbstvorwürfe eintrug. Ihre Vorliebe für ältere Damen setzte mit etwa 20 Jahren ein. Wenn sie aber in der Nähe einer solchen Dame ist, gerät sie in so starkes Zittern, dass ihr jedes Entgegenkommen unmöglich wird; sie bringt es auch nie dazu, die Rolle der intimen Freundin, die sie gerne spielen möchte, zu erreichen.

Es liegen hier komplizierte Verhältnisse vor, die ohne Mitteilung weiterer Daten nicht aufzuklären sind. Soviel scheint mir aber festzustehen, dass der Traum einen Koitusversuch wiedergibt, und dass er auf verdrängte Lustgefühle hindeutet, an die sich die grossen Hemmungen in ihrem Leben knüpfen.

2. Ein Mann, der in der vorigen Nacht (also 24 Stunden vor dem Traum) einen Koitus ausgeführt und sich am nachfolgenden Tag noch immer aufgereggt gefühlt hatte, träumte im Verlaufe einer Analyse: Er sah einen Mann, in dem er sich selbst zu erkennen glaubte, eine steile Leiter hinaufklettern, die sich gegen einen verschwommenen Hintergrund deutlich abhob. Ganz oben auf dieser Leiter befand sich ein sonderbares Objekt, etwa ein hohles, dunkel gefärbtes, mit dicken abgerundeten Rändern versehenes Gefäss, vielleicht ein aus Papiermaché verfertigter Eimer, der über das obere Ende der Leiter gestülpt war, nur gingen seine Umrisse allmählich in den dunklen, verschwommenen Hintergrund über. Es kam dem Träumer vor, dass der hinaufkletternde Mensch endlich mit seinem Kopf an den Eimer anstieß, und dass der Kopf in die Höhlung des Eimers gut zu passen schien. Der Mann trug in der linken Hand eine von einem Drahtgriff herunterhängende Kanne, in der rechten eine grosse Bürste, etwa wie ein Anstreicher, und so schien es dem Träumer ganz angemessen, dass er die Seitenteile der Leiter bis zur Höhlung des Gefässes und vielleicht auch das Innere derselben mit einer gelblich-weissen Flüssigkeit bestrich. Dann wachte der Träumer auf.

In der kurzen Analyse gab er an, dass er vor dem besprochenen Koitus sein Glied mit Vaseline bestrichen hatte. Dies mag das Bestreichen der Leiter teilweise erklären und uns gestatten, auch diesen Traum als einen Koitusträum zu deuten.

II.

Fehlleistungen aus dem Alltagsleben.

Mitgeteilt von **Otto Rank** (Wien).

Die fortgesetzte Mitteilung von Beiträgen zur „Psychopathologie des Alltagslebens“ rechtfertigt sich durch die besondere psychologische Durchsichtigkeit, welche die meisten unserer harmlosen Fehlleistungen vor den ihnen nahestehenden pathologischen Äusserungen des Seelenlebens auszeichnet. Wie kein zweites psychisches Phänomen kommen sie der psychoanalytischen Aufklärung entgegen, ja drängen sich ihr in vielen Fällen geradezu auf. Nicht selten werden sie von psychologisch uninteressierten Menschen mit jener Verwunderung erlebt und berichtet, welche den ersten Anstoss zur verständnisvollen Beurteilung und die Grundlage für die Annahme der psychoanalytischen „Deutung“ bietet. Wer sich Skeptiker genug dünkt, um die Möglichkeit und Zulässigkeit derartiger psychologischer Aufklärungen zu bestreiten, sich aber trotz seines Skeptizismus mit der simplen Tatsache der Fehlhandlung abzufinden vermag, dem sei entgegnet, dass auch der Psychoanalytiker etwa einen Verlust ohne unbewusste psychische Motivierung gelegentlich wird anerkennen müssen, dass aber in vielen Fällen uns die Empfindung der betreffenden Person selbst auf die Spur der geheimen Motivierung zu leiten vermag. Äussert sich doch in der störenden Fehlhandlung oft mit aller Deutlichkeit das Wirken eines (unbewussten) „Gegenwillens“, den man nicht einmal, wie etwa beim Traum, dem geänderten psychischen Zustand zuschieben kann, sondern den man in seinem anscheinend einheitlichen

Seelenleben anerkennen muss. Besonders lehrreich sind dann jene Fälle, in denen die schädigende oder „zwecklose“ Fehlleistung durch einen folgenden scheinbar „sinnlosen“ Traum erklärt und motiviert wird, wie in unserem ersten Beispiel¹⁾. Dass auch diese anscheinend ganz harmlosen Konflikte mit dem unbewussten Gegenwillen sich häufig auf dem Gebiet der Erotik mit seinen mannigfachen Heimlichkeiten und Zwiespältigkeiten abspielen, kann uns nach allem, was wir über die Verdrängungsvorgänge und den Inhalt des Unbewussten wissen, nicht mehr überraschen.

I. Fehlleistung und Traum.

Eine Dame gibt mit auffälligem Affektaufwand die nichtige Tatsache zum Besten, dass sie beim Nachhausekommen in der Wohnungstüre fehlgegangen sei, indem sie in das nächsthöhere Stockwerk steigen wollte. Auf ihren Irrtum aufmerksam geworden, habe sie sich darüber verwundert, wieso ihr das denn passieren konnte. Sie habe allerdings vor nicht langer Zeit erst die Wohnung gewechselt, die früher im 4. Stockwerk gelegen war, jetzt aber im ersten ist, habe sich jedoch bis dahin noch kein einziges Mal geirrt, sich im Gegenteil schon so eingewöhnt, dass ihr dieser nachträgliche Irrtum um so befremdlicher sei. Auf Befragen nach besonders affektiven und insbesondere unangenehmen Erlebnissen der letzten Tage, die sich etwa in dieser Wohnung zugetragen hätten, fällt ihr allerdings ein peinliches Vorkommnis ein, das sie vor dem Weggehen ungemein erregt hatte, das sie jedoch nicht preisgeben wolle und das auch keinerlei Zusammenhang mit ihrem Irrtum haben könne. Der Vermutung, dass dieses Erlebnis in ihr den Wunsch rege gemacht haben könnte, die Wohnung zu meiden, muss sie zwar Recht geben, bemerkt jedoch, dass der Wunsch nach einem Wechsel der Wohnung sich bereits kurz nach dem Einziehen geltend gemacht hatte, da ihr die ganze Gegend bald nicht gepasst habe. Sie hatte darum bereits früher beschlossen, den nächsten Termin zur Kündigung zu benutzen. Lässt nun schon diese erste Auskunft die Verwechslung der Wohnungstüre tatsächlich als Ausdruck des Wunsches nach einem Wohnungswechsel erkennen, so bleibt doch die durch das verschwiegene Erlebnis noch bedeutsamer gewordene Frage bestehen, warum dieser vordem vollbewusste und offenbar logisch motivierte Wunsch sich gerade an diesem Abend nicht bewussterweise äussern kann, sondern nur in der seltsamen Form der zunächst unverstandenen Symptomhandlung. Es müssen dabei jedenfalls Regungen wirksam sein, welche die direkte Äusserung der Intention verhindern durch Einmischung von Verdrängungsmotiven, die der bewussten Wahrnehmung entzogen bleiben. Die Verdrängungsvorgänge, die in der abgeschlossenen Symptomhandlung bloss zu äusserlicher Wirksamkeit gelangen, lassen sich im Traumleben, wo sie gleichsam gelockert sichtbar werden, ein Stück weit verfolgen und durchschauen. Wir könnten uns daher, nachdem wir auf die persönliche Auskunft verzichten müssen, keinen erwünschteren Zugang zum Verständnis der Fehlleistung denken als nachstehenden, unmittelbar in der Nacht darauf vorgefallenen

¹⁾ Vgl. dazu: „Das Verlieren als Symptomhandlung. Zugleich ein Beitrag zum Verständnis der Beziehungen des Traumlebens zu den Fehlleistungen des Alltagslebens“. Zentralblatt f. Psa. I. S. 450—460.

Traum:

1. „Ich war in Triest auf der Wohnungssuche und plötzlich begegne ich einem Rauchfangkehrer, der, wie er mich erblickt hat, mir nachgegangen ist. Das war mir sehr lästig. Er hat mit seinen schwarzen Händen meine weisse Kappe angegriffen und schwarz gemacht, worüber ich mich sehr ärgerte. Ich bin jedoch weiter gegangen, habe aber immer gesehen, dass er hinter mir geht. Da begegne ich einem älteren Herrn und sage ihm: „Bitte, könnten Sie den nicht abweisen; der Rauchfangkehrer steigt mir fort nach und hat mich schon ganz schwarz gemacht, ich kann mir ihn nicht vom Halse schaffen.“ Darauf sagte der Herr: „Kommen Sie nur mit mir.“ Ich fragte ihn: „Bitte, können Sie mir nicht eine Wachstube zeigen, ich möchte den Rauchfangkehrer anzeigen, damit ich Ruhe von ihm habe.“ Dabei habe ich mich umgesehen, hatte aber nur Ausblicke auf alte, wie zusammengefallene Häuser. Er sagte: „Wachstube weiss ich hier keine, die ist von hier sehr weit entfernt, aber dort sehen Sie einen Wachmann stehen, dem können Sie es anzeigen.“ Der alte Herr hat sich dann empfohlen, sagte, er habe keine Zeit mehr und ging über die Brücke. Ich komme dann in ein enges Gässel mit schwarzen alten Mauern und sehe den Rauchfangkehrer wieder hinter mir. Ich dachte, er hat doch keinen Respekt vor mir, trotzdem ich mit dem Herrn gegangen bin. Er kam hinter mir und ich habe gesehen, wie er schon wieder schwänzelt und lacht und knapp neben mir geht. Auf einmal fasst er mich an einer Hand und beschmutzt mir meine weissen Glacéhandschuhe. Ich habe ihn zusammengeschimpft und dabei gedacht: Ich werde bald Ruhe haben. Da hat er aber noch einen Tupfer mit einem Finger gemacht, ich weiss nicht wohin. Ich bin dann weiter durch das Gässchen gegangen und auf einen freien Platz gekommen, wo eine Wachstube war. Wie ich hineinkomme, fällt mir plötzlich ein junger Mann auf, der dasteht und mit einem Gensdarmen spricht. Es waren noch viele andere da und ich dachte, dass sie Posten wechseln. Wie ich eintrete, hört er auf zu sprechen und macht die andern aufmerksam, die alle mit aufgepflanztem Gewehr aufstehen und mir salutieren. Der Blonde hat freudig gelacht und ich war auch sehr freudig. Er fragt, was ich wünsche. Ich sagte: „Pardon, ich möchte Ihnen etwas sagen.“ Ich erzähle ihm, dass mir der Schwarze immer nachgeht, ich habe keine Ruhe von ihm, er hat mich schon ganz schwarz gemacht. Man möge ihm eine Verweisung geben, dass er mir nicht immer nachsteigt. Er fragt mich, wo er ist und ich sage, er wird hier irgendwo sein. Dann gehen wir wieder durchs enge Gässchen, in entgegengesetzter Richtung, und ich sage: „Sehen Sie, da sitzt er,“ wobei ich mir dachte, der setzt sich gar auf einen Eckstein. Ich habe gesagt, ich gehe nicht mit hin, er hat aber gesagt, ich solle mit hingehen. Der Rauchfangkehrer sass dort so gebückt, als ob er niemand sehen wollte. Der Gensdarm trat hinzu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Im Namen des Gesetzes sind Sie verhaftet.“ Als er erschrocken aufspringt, fragt er ihn, warum er mich belästigt hat; da lachte er und sagte, bloss scherzweise. Da sagt aber der andere: „Nun, warum werden Sie dann jetzt so rot und verlegen? Weil Sie sich schuldig fühlen.“ — „Ja, sehen Sie, das haben Sie jetzt,“ habe ich ihm noch gesagt. Wir haben ihn dann auf die Wachstube geführt und der Blonde hat gesagt, er begleitet mich, dass mir nichts geschieht. Wieder gingen wir durch das Gässchen und ich sage: „Jetzt muss ich

aber schon trachten, dass ich eine Wohnung finde.“ Da sagt der Blonde: „Ich lade Sie für morgen zu mir ein.“ Ich sagte darauf: „Ja, was glauben Sie denn,“ und dachte, der hält mich gewiss für so etwas. Er aber sagte, er glaubt gar nichts, sondern er liebt mich und „Sie gehören schon mir, Fräulein, Sie sind ja meine Braut.“ Ich dachte, ich wäre damit gar nicht unzufrieden, weil er hübsch war und mir gefallen hat.

2. Wir sind dann zusammen weiter gegangen, kommen auf einen freien Bauplatz und haben uns auf Baumstämmen ausgeruht. Da sehe ich von der Ferne einen Soldaten kommen, der gelacht hat und der Gensdarm sagte, dass der nicht recht bei Trost sei. Ich habe gesagt: „Schauen Sie die Wecken und Würstel, die er in der Hand hält, er bringt sie gewiss aus der Kantine“ (es war Vormittag). Ich weiss nicht, wo ich den Gensdarmen gelassen habe, denn plötzlich fängt der Soldat an, mir nachzulaufen. Ich wäre auf den Stufen, die vom Bauplatz in einen Keller führten, fast gefallen und hätte beinahe die Türe eingestossen, die in die Wohnung einer bekannten Frau führt. Ich sage: „Schnell, schnell, da läuft mir einer nach,“ und wir halten die Türe zu. Ich will noch den Riegel vormachen, aber der macht einen Stoss und ist schon drin. Er war aber wie verzaubert, nämlich ein Weib, und zwar eine Schwester von dieser Frau, eine alte Person. Ich glaube, sie hat dann zu mir gesagt: „Das haben Sie davon, immer mit ihren Bekanntschaften, dass Sie Ihnen dann bis ins Tor nachlaufen.“

3. Ich bin dann wieder über die Stiege hinaufgegangen und habe einen Zettel am Haustor gesehen; ich ging hinein fragen und sah im Kabinett die Frau von unten, worüber ich mich wunderte. Ich frage wegen des Kabinetts und sie hat mich aufgenommen. Ich bin erst durch ein Zimmer durchgegangen, wo die Frau ohne Bluse, nur im Hemd, drin war. Ich habe angefangen, mich aus-zuziehen und will mich niederlegen ins Bett, als auf einmal zwei Mädeln dastehen mit ihren Koffern, die jetzt da einziehen wollen. Die Frau sagt, sie hat das nicht gewusst, die Wohnung gehört der andern Frau und die hat ihr nichts davon gesagt. Die Mädchen haben warten müssen, bis ich mich angezogen habe und sind inzwischen hinausgegangen auf eine Terrasse, von wo sie in einen Hof hinuntergeschaut haben, den ich dann später auch gesehen habe. Wie ich sie so durchs Fenster dastehen sah, dachte ich mir: das scheinen ja „solche“ Mädeln zu sein. Ich bin dann auf einer finstern Stiege hinuntergegangen (wie in einem Durchhaus) und sehe über den Hof eine bekannte Frau, bei der ich einmal wohnte, mit einem Kind gehen. Jetzt war ich erst froh, dass ich das Kabinett nicht behalten konnte.“

Der ausführlich mitgeteilte Traum, dessen Deutung natürlich noch weniger als die der Symptomhandlung versucht werden konnte, gestattet uns dennoch einen tieferen Einblick in das Gefüge der Fehlleistung. Er zeigt zunächst ganz offenkundig den Wunsch nach einer anderen Wohnung, verrät aber zugleich das unzweideutige Bedauern darüber, dass eine passende für eine alleinstehende Dame nicht so leicht zu finden sei: Es folgt ihr auf der Wohnungssuche stets ein „Rauchfangkehrer“, der ihre „weisse“ Unschuld „anschwärzt“, ihren Ruf „befleckt“, und den sie nicht loswerden kann, ja, der im „engen Gasserl“ zudringlich wird. Der „blonde“ Retter, der sie endlich von ihm befreit, wird aber dann selbst

wieder zu ihrem Verfolger, der ihr die Wohnungssuche dadurch zu erleichtern trachtet, dass er sie zu sich einladet, offenbar in der Meinung, sie sei „so eine“, was auch der Rauchfangkehrer aus dem „engen Gässchen“ mit den alten dunklen Mauern geschlossen haben muss. An diese Einladung wird allerdings im Traum die erwünschteste Lösung der Wohnungsfrage, nämlich durch die Ehe mit einem geliebten Manne, geknüpft. — Der zweite Teil des Traumes zeigt, wie sie von den Männern bis zum Tor, ja bis zur Wohnung verfolgt wird, ohne sich ihrer erwehren zu können. — Der dritte Teil knüpft wieder an das erste Motiv der Wohnungssuche an und zeigt endlich den Wunsch nach einem neuen Heim verwirklicht, das jedoch die gleichen Mängel nur in noch deutlicherem Grade aufweist. Die verrufene Stadt Triest, das „Durchhaus“ mit dem alten Hof und der finsternen Stiege, das Kabinett, das man nicht mietet, sondern in das man aufgenommen wird, das Zimmer, durch das man durchgehen muss, die verdächtigen Mädeln mit ihren „Koffern“ (denen im vorigen Traumstück die „Wecken“ und „Würstel“ des Soldaten entsprechen), die entkleidete „Frau“ und das eigene „Ausziehen“, das so hübsch auf den neuerlichen Wohnungswechsel vorbereitet, deuten unzweifelhaft auf die Ablehnung einer Bordellphantasie, die ja zur „Prostitutionsphantasie“ des ersten Teiles passt und wieder zeigt, dass der Wohnungskomplex mit diesem sexuellen Komplex verknüpft und daher unlustbetont ist. Etwas Ähnliches ahnte uns ja bereits bei der Mitteilung der Träumerin, sie hätte beschlossen gehabt auszuziehen, weil ihr die Gegend nicht gepasst habe, was sie damit näher motivierte, dass sie sich beim Nachhausegehen in der etwas abgelegenen Gasse unheimlich fühlte, da sie dort immer Männer unverschämt ansahen; vor einigen Tagen seien ihr sogar zwei, ein auffällig schwarzer und ein anderer, blonder, bis zum Tor nachgegangen. Auch habe sie einmal an einer Ecke („Eckstein“) ein verdächtiges Frauenzimmer und in der Nähe einen Wachmann stehen gesehen; sie habe sich damals vorgenommen, aus dieser Gasse auszuziehen. Wir kennen damit das historische Vorbild des (1.) Traummilieus, dem sie zu entkommen sucht, sowie die Vorbilder des „Schwarzen“ und „Blonden“, die im Traume mit dichterischer Charakterisierungskunst als Typen des sexuell Abstossenden, Unästhetischen, Unmoralischen (Rauchfangkehrer)¹⁾ und Anziehenden, Eleganten, Recht-mässigen (Militär, Gendarm, Wachmann) symbolisiert sind.

Hat uns bereits die oberflächliche Betrachtung des Traumes im Hinblick auf die Symptomhandlung den Zusammenhang des Wunsches nach dem Wohnungswechsel mit einem unlustbetonten Sexualkomplex gezeigt, so fehlt uns als Schlussstein noch jenes Erlebnis, das offenbar den unmittelbaren Anlass zur Symptomhandlung wie zum Traume gegeben hatte. Zum Glück sind wir, was die Mitteilung dieser Vorgeschichte betrifft, nicht auf die Träumerin angewiesen, ja erfahren vielmehr von ihren Hausgenossen, dass sie dabei eine rein passive und episodische

1) Der Essenkehrer oder Schornsteinfeger, der mit seinem Besen in der engen Röhre hin- und herfährt, ist übrigens ein typisches, in gewissen Volksschichten vollbewusstes Koitussymbol, das in der Sexualsymbolik des Ofens und Feuers das ergänzende Gegenstück findet. So singt der Bergener Schornsteinfeger: „Morgens, ganz zuerst ich kehre der Priorin die Röhre.“ (Anthropophyteia VI: Onomastikon norddeutscher das Sexualleben betreffender Ausdrücke von Schlichtegroll.) — Mit dieser Symbolbedeutung des Rauchfangkehrers hängt seine Glücksbedeutung innig zusammen.

Rolle gespielt hatte. Es war ein junger Mann an der Türe erschienen und hatte gefragt, ob hier ein Fräulein Paula wohne. Als ihm das Dienstmädchen bedeutete, dass sie nicht so heisse, erwiderte er, dass er kein Dienstmädchen, sondern ein anderes Mädchen suche, das ihm den Vornamen und die Adresse angeben hätte. In diesem Moment betrat die zum Ausgang bereite Dame den Schauplatz; sie hatte die letzten Worte vermutlich gehört und war Zeuge, wie dem Frager energisch die Türe gewiesen wurde. Sie bestand darauf, dass er in Gegenwart des Hausbesorgers zur Rechenschaft gezogen werde und er entschuldigte sich, indem er zugab, die Dame nicht zu kennen und gewiss im Haus oder in der Türe irregegangen zu sein, da er schon im Stockwerk unterhalb vergebens nachgefragt habe. — Dann ging die Dame aus und als sie ungefähr zwei Stunden später von einem Besuch zurückkehrte, verfehlte sie ihre Türe und wollte in das nächsthöhere Stockwerk steigen. Bringt dieser Bericht auch keine inhaltlich neuen Momente, so vermag er doch den Mechanismus der Fehlleistung verständlicher zu machen. Der Vorfall befestigt den bereits gefassten Entschluss, die Wohnung zu wechseln und bestärkt sie auch in der Richtigkeit seiner früheren Motivierung (Gässchen, Männer, Wachmann), die daher im Traum an Stelle des rezenten Anlasses treten kann. Was dagegen dem Bewusstsein zu anstössig und daher der Verdrängung verfallen ist, das ist die Gefahr der Einbeziehung ihrer eigenen Person in das Milieu, dem sie ja durch den Wohnungswechsel zu entgehen sucht. Die Verdrängung dieser Zumutung ist eine so intensive, trotzdem aber — wie die Symptomhandlung zeigt — wenig erfolgreich, weil ihr nach dem Inhalt des Traumes eine ältere von früher her verdrängte positive Prostitutionsphantasie entgegenwirkt. Die Symptomhandlung wurzelt offenbar in diesem tief begründeten Widerstreit zwischen der ursprünglich leidenschaftlichen, von moralischen Dämmen mühsam gebändigten Natur, findet aber ihren nächsten Anlass darin, dass die in ihrem Ehrgefühl so tief gekränkte Dame nicht einmal mehr die Zeit bis zur Kündigung in dieser Wohnung zubringen will. Aus der Unrealisierbarkeit dieses Wunsches geht die Symptomhandlung hervor; sie ist eine vorgreifende Ungeduldsaktion und deutet an, dass es der Dame peinlich sei, noch länger hinter einer Türe zu wohnen, hinter der man eine „solche“ Person auch nur vermuten könne. Der Umstand, dass sie in das höhere Stockwerk steigt, dürfte sich gleichfalls aus der Abwehrtendenz erklären, denn dort hatte der junge Mann nicht gefragt, weist aber andererseits auf die frühere hochgelegene Wohnung hin und ist vermutlich auch symbolisch begründet (Tendenz nach einem besseren, „höheren“ Milieu).

Ist auch die Symptomhandlung, bei deren Deutung wir auf jegliche Aufklärung von seiten der betreffenden Person verzichten mussten und uns nur an die einander ergänzenden Tatsachen (Fehlleistung, Traum, Vorgeschichte) halten konnten, keineswegs vollständig aufgelöst und in ihrem psychischen Mechanismus geklärt, so liess sich doch ersehen, dass sie sehr sinnreich einem unterdrückten Gedankengang Ausdruck verschafft, der dann im Traumleben etwas offenerziger weitergesponnen wird. Zum Verständnis der Fehlleistung hätte uns aber die Vorgeschichte eigentlich vollkommen genügt, die ja auch der nächste Anlass des Träumens gewesen ist. Der Traum ist uns aber nicht nur wertvoll als eine zweite Form der Reaktion auf das gleiche Erlebnis, sondern er lässt uns auch ahnen, dass Symptomhandlung und Traum wie in letzter Linie auch der

nachhaltige Eindruck des Erlebnisses nur auf dem Boden einer bestimmten Komplexkonstellation zu dieser Wirksamkeit und Entfaltung gelangen konnten.

II. Ein Fall von hartnäckigem Vergessen.

Ein peinlich ordentlicher und pedantisch genauer Mann berichtet das folgende für ihn ganz aussergewöhnliche Erlebnis. Eines Nachmittags, als er auf der Strasse nach der Zeit sehen will, bemerkt er, dass er seine Uhr zu Hause vergessen hat, was seiner Erinnerung nach noch nie vorgekommen war. Da er für den Abend eine pünktliche Verabredung hat und nicht mehr die Zeit findet, vorher seine Uhr zu holen, benützt er den Besuch bei einer befreundeten Dame, um sich ihre Uhr für den Abend auszuleihen; dies war um so eher angängig, als er die Dame infolge einer früheren Verabredung am nächsten Vormittag zu besuchen hatte und bei dieser Gelegenheit die Uhr zurückzustellen versprach. Zu seinem Erstaunen merkt er aber, als er tags darauf der Besitzerin die entlehnte Uhr überreichen will, dass er nun diese zu Hause vergass; seine eigene Uhr hatte er diesmal zu sich gesteckt. Er nahm sich nun fest vor, die Damenuhr noch am Nachmittag zurückzustellen und führte den Vorsatz auch aus. Als er aber beim Weggehen nach der Zeit sehen will, hat er zu seinem masslosen Ärger und Erstaunen wieder die eigene Uhr vergessen. Diese Wiederholung der Fehlleistung kam dem sonst so ordnungsliebenden Manne derart pathologisch vor, dass er gerne ihre psychologische Motivierung gekannt hätte, die sich auch prompt auf die psychoanalytische Fragestellung ergab, ob er an dem kritischen Tage des ersten Vergessens irgend etwas Unangenehmes erlebt habe und in welchem Zusammenhang dies geschehen sei. Er erzählt darauf sogleich, dass er nach dem Mittagessen, kurz bevor er wegging und die Uhr vergass, ein Gespräch mit seiner Mutter gehabt hatte, die ihm erzählte, ein leichtsinniger Verwandter, der ihm schon viel Kummer und Geldopfer verursacht hatte, hätte seine Uhr versetzt; da sie aber zu Hause gebraucht werde, liesse er ihn bitten, ihm das Geld zur Auslösung zu geben. Diese fast erzwungene Art des Geldleihens hatte unseren Mann sehr peinlich berührt und ihm all die Unannehmlichkeiten wieder in Erinnerung gebracht, die ihm dieser Verwandte seit vielen Jahren bereitet hatte. Seine Symptomhandlung erweist sich demnach als mehrfach determiniert: 1. gibt sie einem Gedankengange Ausdruck, der etwa besagt, ich lasse mir das Geld nicht auf diese Weise abpressen und wenn eine Uhr gebraucht wird, so lasse ich eben meine eigene zu Hause; da er sie jedoch abends zur Einhaltung seines Rendez-vous braucht, kann sich diese Absicht nur auf unbewusstem Wege, in Form einer Symptomhandlung, durchsetzen; 2. besagt das Vergessen soviel als: die ewigen Geldopfer für diesen Taugenichts werden mich noch gänzlich zugrunde richten, so dass ich alles werde hergeben müssen. Obwohl nun der Ärger über diese Mitteilung nach Angabe des Mannes nur ein momentaner gewesen war, zeigt doch die Wiederholung der gleichen Symptomhandlung, dass er im Unbewussten intensiv weiterwirkt, etwa wie das Bewusstsein sagen würde: Diese Geschichte geht mir nicht aus dem Kopf¹). Dass dann das gleiche

1) Dieses Weiterwirken im Unbewussten äussert sich einmal in Form eines Traumes, welcher der Fehlleistung folgt, ein andermal in der Wiederholung derselben oder in der Unterlassung einer Korrektur.

Schicksal einmal auch die entlehnte Damenuhr betrifft, wird uns nach dieser Einstellung des Unbewussten nicht wundernehmen. Doch begünstigen vielleicht noch spezielle Motive diese Übertragung auf die „unschuldige“ Damenuhr. Das nächstliegende Motiv ist wohl, dass er sie vermutlich gerne als Ersatz seiner eigenen, aufgeopferten Uhr behalten hätte und sie darum am nächsten Tage zurückzugeben vergisst; auch hätte er die Uhr vielleicht gerne als Andenken an die Dame besessen. Ferner bietet ihm das Vergessen der Damenuhr Gelegenheit, die verehrte Dame ein zweites Mal zu besuchen; er hatte sie ja des Morgens einer anderen Sache wegen aufsuchen müssen und scheint mit dem Vergessen der Uhr gleichsam anzudeuten, dass ihm dieser schon längere Zeit vorher bestimmte Besuch zu schade sei, um ihn noch nebenbei zur Rückgabe der Uhr zu benützen. Auch spricht das zweimalige Vergessen der eigenen und die dadurch ermöglichte Rückstellung der fremden Uhr dafür, dass unser Mann es unbewussterweise zu vermeiden sucht, beide Uhren gleichzeitig bei sich zu tragen. Er trachtet offenbar, diesen Anschein des Überflusses zu vermeiden, der in zu auffälligem Gegensatz zu dem Mangel des Verwandten stünde; andererseits aber weiss er damit seiner anscheinlichen Heiratsabsicht der Dame gegenüber mit der Selbstmahnung zu begegnen, dass er seiner Familie (Mutter) gegenüber unlösbare Verpflichtungen habe. Ein weiterer Grund für das Vergessen der Damenuhr mag endlich darin zu suchen sein, dass er sich am Abend zuvor als Jungeselle vor seinen Bekannten geniert hatte, auf die Damenuhr zu sehen, was er nur verstoßen tat, und dass er, um die Wiederholung dieser peinlichen Situation zu vermeiden, die Uhr nicht mehr zu sich stecken mochte. Da er sie aber andererseits zurückzustellen hatte, so resultiert auch hier die unbewusst vollzogene Symptomhandlung, die sich als Kompromissbildung zwischen widerstreitenden Gefühlsregungen und als teuer erkaufter Sieg der unbewussten Instanz erweist.

III. Das Verlieren als Symptomhandlung: Zum Mechanismus des Aberglaubens.

Einem Mädchen, das den Äusserungen ihres labilen Unbewussten abergläubische Bedeutung beizulegen gewohnt ist, kauft ein Verehrer am Jahrestage ihrer Bekanntschaft auf der Strasse eine Rose und überreicht sie ihr in Papier gewickelt. Sie löst die Blume in ihrem oberen Teil aus der Hülle, so dass sie nur noch unten vom Papier gehalten wird. Sie gehen dann im Gespräch weiter und nach einem Weg von wenigen Minuten schaut das Mädchen plötzlich auf das leere Papier in ihrer herabhängenden Hand und sagt: „So, jetzt habe ich die Rose verloren.“ Und ohne sich auch nur umzusehen, ob die Blume nicht vielleicht in unmittelbarer Nähe verloren gegangen war, geht sie ruhig weiter, als wäre nichts geschehen. Der gekränkte Begleiter — die betroffenen Menschen pflegen bekanntlich derartige Fehlleistungen als beabsichtigte Gefühlsäusserungen aufzufassen — geht schweigsam neben ihr her. — Plötzlich beginnt sie spontan: „Das muss doch eine Bedeutung haben! Das ist mir doch noch nie passiert, dass ich Blumen aus der Hand verloren habe; ich pflege sie ja sonst auch immer an die Brust zu stecken. Und dass ich gerade diese Rose und noch dazu am heutigen Tage verlieren musste; das muss doch etwas bedeuten!“ (i. e. eine Vorbedeutung haben). Als der Begleiter

die Möglichkeit abergläubischer Ahnungen und Vorbedeutungen entschieden bestreitet, entgegnet sie: „Wahrscheinlich hast du mir sie nicht vergönnt (eine allgemein gebräuchliche Redensart zur Rechtfertigung von Fehlleistungen, insbesondere beim Essen, wenn einem ein Bissen entfällt). Natürlich,“ setzt sie hinzu, „ich habe dich doch gestern um Blumen gebeten und du hast gemeint, es wird sich bald eine geeignetere Gelegenheit ergeben; damit hast du wohl den heutigen Tag gemeint, hast mir aber die Blumen wohl nur wegen des gestrigen Versprechens und nicht gerne und freiwillig geschenkt, also doch nicht vergönnt.“ Er versucht diese echt weibliche Argumentation logisch zu widerlegen: Wieso es denn möglich sein könne, dass seine Gedanken — die Richtigkeit der von ihr gemachten Supposition vorausgesetzt — den Verlust der Rose von ihrer Seite motivieren könnten. Darauf sie: „Dann bedeutet es also, dass du mich nicht mehr liebst.“ Er versucht die gleiche logische Widerlegung mit dem gleichen negativen Erfolg. Er meint ganz zutreffend, diese ihm untergeschobenen Gedanken müssten bei ihr selbst vorausgesetzt werden, da ihre Argumentation anders nicht zu verstehen sei. Das bestreitet sie auf das Entschiedenste.

Es gelingt dann durch eingehenderes Befragen, den Fall psychoanalytisch aufzuklären. Man braucht nur die logisch und psychologisch korrekten Überlegungen des Begleiters geradlinig fortzusetzen und gelangt zu dem psychoanalytischen Ergebnis, dass der Verlust der Gabe auf einer (wahrscheinlich nicht voll bewussten) Geringschätzung des Gebers beruht. Wenn wir den Sachverhalt psychologisch richtig darstellen wollen, so müssen wir in Umkehrung ihrer eigenen Worte sagen: sie liebt ihn nicht mehr, schätzt darum seine Aufmerksamkeit und seine Gabe nicht, die sie darum gleichsam verächtlich gewirft, als fände sie es nicht der Mühe wert, sie zu tragen. Dieser unbewusste Sachverhalt drängt sich ihr, die sich selbst nach einer Motivierung ihrer Fehlleistung zu suchen genötigt sieht, im Bewusstsein in der Abwehrform auf: Er liebt mich nicht mehr, was vollkommen der paranoischen Projektion einer eigenen inneren Wahrnehmung nach aussen und ihrer damit versuchten Rechtfertigung entspricht¹⁾. Der gleiche psychische Mechanismus liegt auch ihrer ersten Motivangabe: Du hast es mir nicht vergönnt, zugrunde. Denn auch diesem bewussten: „Du hast es mir nicht vergönnt“ entspricht ein unbewusstes: Ich schätze es nicht. Diese Auffassung wird bestätigt nicht nur durch das offenkundige Schwinden ihrer Zuneigung, sondern auch durch die später zugestandene Tatsache, dass sie die Rose nicht besonders schön gefunden hatte und sich bei ihrem Anblick dachte: Er hätte mir wirklich, wenn er mir schon Blumen schenkt, schönere aussuchen können. Auch dieser unausgesprochen gebliebene Gedanke beeinflusst ihre Redewendung, wenn er sie sagen lässt: „Du hast mir die Blume nicht gerne geschenkt“ (nicht vergönnt), obwohl die Prämisse dieses Schlusses verschwiegen wird, die lautet: Denn hättest du mir sie gerne geschenkt, so hättest du eben das Schönste ausgesucht. Darin musste sie noch seine Bemerkung vom Vortage bestärken,

¹⁾ Vergl. dazu die lichtvollen Aufklärungen Freud's über die Psychologie des Aberglaubens in seiner „Psychopathologie des Alltagslebens“, 2. Aufl. S. 116 ff. Neuerdings auch die „Psychoanalytischen Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides). Jahrb. f. Psa. Bd. III (1911).

die sie schliessen liess, dass er ihr Blumen nicht freigebig schenke, sondern nur, wenn ein bestimmter Anlass ihn dazu nötigt.

Sie drückt also mit dieser Symptomhandlung verschiedene teils bewusste, teils nicht völlig bewusste Gedankengänge aus, deren verschiedener Grad von Bewusstseinsfähigkeit in der Reihenfolge unseres Erklärungsversuches zum Ausdruck kommt. An der Oberfläche liegt der Gedankenkomplex, der in den Worten: „Du hast sie mir nicht vergönnt“ Ausdruck findet und besagen will: Erstens ist mir die Rose nicht schön genug (deswegen steckt sie sie offenbar auch nicht an, wie sie sonst zu tun pflegt, mit der geheimen Absicht, sich ihrer zu entledigen); für mich und zu Ehren des heutigen Tages hättest du wohl eine schönere aussuchen können. Also hast du mir sie nur pflichtgemäss überreicht und nicht mit Sorgfalt ausgewählt, da du mir ja überhaupt Blumen nicht gerne schenkst (Bemerkung vom Vortage). Aber ich verzichte auf solche erzwungene Aufmerksamkeiten; ich mag sie nicht. Da sie sich all dies nicht vollbewusst einzugestehen, noch weniger ihm direkt zu sagen vermag, stellt sich als Ausweg das Verlieren ein, das möglicherweise schon vom Augenblick der Überreichung an intendiert worden sein mag, da sie ja die Rose nicht wie gewöhnlich ansteckte, sondern in der unverlässlichen Papierhülle in der Hand behielt.

Ein tieferer Gedankengang zeigt sich wirksam, wenn man weiter nach dem speziellen Grunde der Geringschätzung dieser Gabe forscht. Sie waren nicht lange vor Überreichung der Rose an einem Schaufenster vorübergegangen. Sie war stehen geblieben, hatte einen Gegenstand bewundert und ihn zu besitzen gewünscht. Er mochte offenbar diesen Wink nicht verstehen, sie gingen weiter und bald darauf kaufte er die Rose. Die Rose ist ihr also nicht nur an sich zu wenig schön, sondern auch als Ersatz eines wertvolleren erhofften und gewünschten Geschenkes zu geringfügig. Deutlicher noch als vorhin kommt hier eine Regung von Trotz zum Durchbruch, die sich etwa in die Worte kleiden liesse: Wenn du mir nicht das kaufen willst, was ich mir wünsche und was ich für wertvoll genug halte, so brauche ich auch diese blosser Aufmerksamkeit nicht. Da hast du den Schmarren. Auch dieser nicht vollbewusste Gedanke vermag sich gleichfalls nur auf dem Kompromisswege des Verlustes durchzusetzen.

Das dritte noch weniger bewusstseinsfähige, aber zentrale Motiv der Symptomhandlung wurzelt in dem Schwinden ihrer Zuneigung, eine Tatsache, die vom Bewusstsein nicht voll anerkannt, sondern auf dem Wege der Projektion abgelehnt resp. gerechtfertigt wird, indem das Bewusstsein ein Schwinden der Zuneigung beim andern supponiert (du liebst mich nicht mehr). Sie liebt ihn nicht mehr, darum freut sie die Rose als Zeichen seiner Aufmerksamkeit und Zuneigung nicht, darum bekrittelt sie das Geschenk, sowie die Art seiner Überreichung und darum auch das verächtliche Wegwerfen, das eigentlich besagen will: Wenn ich kein Geschenk nach meinem Geschmack haben kann, so verzichte ich auch auf deine Liebe, da die meinige nicht mehr stark genug ist, mich allein an dich zu fesseln.

IV. Auflösung einer scheinbaren Vorahnung.

Vor einiger Zeit erlebte ich selbst eine seltsame Variation jenes „merkwürdigen Zusammentreffens“, wobei man einer Person begegnet,

mit welcher man sich gerade in Gedanken beschäftigt hat (Alltag 2, S. 120). Ich gehe unmittelbar vor Weihnachten in die österreichisch-ungarische Bank, um mir 10 neue Silberkronen zu Geschenkzwecken einzuwechseln¹⁾. In ehrgeizige Phantasien versunken, die an den Gegensatz meiner geringen Barschaft zu den im Bankgebäude aufgestapelten Geldmassen anknüpfen, biege ich in die schmale Bankgasse ein, wo die Bank gelegen ist. Vor dem Tor sehe ich ein Automobil stehen und viele Leute aus- und eingehen. Ich denke mir, die Beamten werden gerade für meine Paar Kronen Zeit haben; ich werde es jedenfalls rasch abmachen, die zu wechselnde Geldnote hinlegen und sagen: Bitte, geben Sie mir Gold! — Sogleich bemerke ich meinen Irrtum — ich sollte ja Silber verlangen — und erwache aus meinen Phantasien. Ich befinde mich nur noch wenige Schritte vom Eingang entfernt und sehe einen jungen Mann mir entgegenkommen, der mir bekannt vorkommt, den ich jedoch wegen meiner Kurzsichtigkeit noch nicht mit Sicherheit zu erkennen vermag. Wie er näher kommt, erkenne ich in ihm einen Schulkollegen meines Bruders, namens Gold, von dessen Bruder, einem bekannten Schriftsteller, ich zu Beginn meiner literarischen Laufbahn weitgehende Förderung erwartet hatte. Sie blieb jedoch aus und mit ihr auch der erhoffte materielle Erfolg, mit dem sich meine Phantasie auf dem Wege zur Bank beschäftigt hatte. Ich muss also, in meine Phantasien versunken, das Herannahen des Herrn Gold unbewusst apperzipiert haben, was sich meinem von materiellen Erfolgen träumenden Bewusstsein in der Form darstellte, dass ich beschloss, am Kassenschalter Gold — statt des minderwertigen Silbers — zu verlangen. Andererseits scheint aber auch die paradoxe Tatsache, dass mein Unbewusstes ein Objekt wahrzunehmen imstande ist, welches meinem Auge erst später erkennbar wird, zum Teil aus der Komplexbereitschaft (Bleuler) erklärlich, die ja aufs Materielle eingestellt war und meine Schritte gegen mein besseres Wissen von Anfang an nach jedem Gebäude gelenkt hatte, wo nur die Gold- und Papiergeldverwechslung stattfindet.

V. Aufklärung einer Sinnestäuschung.

Vor längerer Zeit fuhr ich auf der Stadtbahn eine Strecke, die ich häufig befahren hatte und die mir in allen ihren Einzelheiten genau bekannt ist. Bei der Ausfahrt aus einer der Zwischenstationen glaube ich plötzlich unzweifelhaft zu bemerken, dass der Zug in der entgegengesetzten Richtung meines Zieles fahre und springe erschreckt von meinem Sitze auf, um den Wagen zu verlassen. Ich merke aber sogleich, dass ich mich getäuscht hatte und nehme, von dem heftigen Schreck noch kaum beruhigt, wieder Platz. Wenige Augenblicke später jedoch wich mein nicht nur unberechtigter, sondern auch völlig unangemessener Schreckeffekt einer heiteren Stimmung, die sich meiner unwillkürlich bemächtigte, als mir die Erklärung dieser Sinnestäuschung spontan einfiel. Beim Einsteigen in den Wagen war mir ein Mädchen aufgefallen, das mir hübsch erschien und mein Interesse auf sich lenkte. Sie sass mit dem Gesicht in der Fahrtrichtung und ich hätte, um sie nach Herzenslust beobachten zu können, mich ihr gegenüber, also gegen die Fahrt-

¹⁾ Ich erfahre dort, dass die Silber- und Nickelgeldwechslung, wie ich früher einmal schon wusste, in der Landeshauptkassa, unweit des Bankgebäudes, sei.

richtung setzen müssen. Nun bin ich seit jeher gewohnt, aber durchaus nicht wie manche Bahnkranke gezwungen, in der Richtung der Fahrt zu sitzen, und diese instinktive Bevorzugung nötigte mich auch diesmal, gegen meine bewusste Absicht, die auf den Anblick des schönen Visavis ging, in der Fahrtrichtung — hinter dem Mädchen — Platz zu nehmen. Doch bedauerte ich während der Weiterfahrt sehr meine ungünstige Position, dachte zu wiederholten Malen daran, sie durch einen Platzwechsel zu verbessern, liess mich aber durch begreifliche Rücksichten von dieser allzu auffälligen Kundgebung meines Interesses abhalten. So musste ich mich also damit begnügen, mich in die ersehnte Situation des Gegenübers zu phantasieren, und aus diesen Phantasien wurde ich durch den Ruck beim Ausfahren jäh geweckt, mit dem bestimmten Eindruck, der Zug bewege sich in entgegengesetzter Richtung. Der Zusammenhang der Sinnestäuschung mit dem begleitenden Erlebnis, der mir sofort spontan und ohne jede Nebenabsicht der psychoanalytischen Verwertung einfiel, ermöglicht das psychologische Verständnis des Phänomens und damit auch die Zurückführung des begleitenden inadäquaten Affektes auf die ihm zugrundeliegende Quelle. Mein nicht voll bewusster Gedankengang war gewesen, dass ich den gewünschten Platz, der Dame gegenüber und zugleich in der Fahrtrichtung, hätte einnehmen können, wenn der Zug in entgegengesetzter Richtung gefahren wäre. Die Sinnestäuschung entpuppt sich so gleichsam als halluzinatorische Wunscherfüllung, zu der der Affekt des Schreckens nur passt, wenn man seine Rückverwandlung in die libidinöse Regung vornimmt, die hier unbefriedigt blieb. Die Sinnestäuschung gibt aber nicht bloss dem unbewussten Gedankeninhalt Ausdruck, der den Anblick des Visavis ohne die Unbequemlichkeit des Platzwechsels wünscht, sondern stellt ihn zugleich formal dar¹⁾, indem meine Intention des Platzwechsels durch die vorgetäuschte Änderung der Fahrtrichtung nach aussen projiziert und so illusorisch gemacht wird.

III.

Beitrag zu den Träumen nach Coitus interruptus.

Von Dr. Ernst Bloch, Nervenarzt in Kattowitz.

Angeregt durch den Artikel von Alfred Meisl (diese Zeitschrift, II. Jahrgang, Heft 2) möchte ich kurz folgenden Fall veröffentlichen:

Vor ca. einem halben Jahre suchte mich ein 33 jähriger Postbeamter mit den bekannten Klagen über nächtliches Aufschrecken, anfallsweise Angst und Herzklopfen etc. auf, bei deren Anhören man bereits, ohne danach zu fragen, die Diagnose „Coitus interruptus“ stellen kann. In der Tat wurde diese Methode des Koitus seit $2\frac{1}{4}$ Jahren ausgeübt, und zwar etwa 2—3 mal in der Woche.

Als ich den Patienten, dessen übriges Nervensystem vollständig normal war, nach Schlaf, Träumen etc. fragte, antwortet er: „Ja, ich wollte Sie auch danach fragen, Herr Doktor, jedesmal, wenn ich in der

¹⁾ Vergl. Silberer's „funktionale Kategorie“ im Jahrb. f. ps. Forschung. II. 1910.

Nacht einen solchen Angstanfall bekomme, habe ich vorher folgenden Traum: Ich befinde mich auf einem freien Platz und will in ein Haus der gegenüberliegenden Seite. Ich überschreite den Platz und habe mein Ziel fast erreicht, plötzlich fängt das Haus an, sich von mir zu entfernen und ich muss laufen, um es zu erreichen, oder aber das Pflaster ist dicht vor dem Hause aufgerissen, so dass ich einen Umweg machen muss, um wieder in die Nähe des Hauses zu kommen, oder es stehen eine Menge Leute da, welche mir den Eintritt verwehren, oder es ziehen mit einem Mal Soldaten vorbei, gleich ganze regimenterweise, oder es ist ein anderes Hindernis da, kurz, es ist mir unmöglich, in jenes Haus oder in jene Strasse hinein zu kommen. Manchmal steht auch meine Frau (!) da, die mir sagt, es ginge nicht. Ich bemühe mich nun mehrere Male, da reinzukommen, bis ich schliesslich in Schweiss gebadet aufwache, ich bekomme dann Angst, Herzklopfen, welche Erscheinungen erst verschwinden, wenn meine Frau (!) aufsteht und mir einen nassen Umschlag macht. Wenn ich den Umschlag selbst mache, dann hilft er nicht gleich.“

Er gab mir weiter an, dass dieser Traum durchschnittlich jede Woche käme, zwar nicht immer nach einem Coitus interruptus, aber doch nur, wenn ein solcher vorausgegangen wäre.

Die Auseinandersetzung, dass der Coitus interruptus schädlich für ihn sei, der Hinweis auf den Gebrauch eines Kondoms etc. führte wie mit einem Schlage völlige Heilung herbei. Träume sollen seitdem überhaupt nicht mehr aufgetreten sein.

Die Deutung dieses Traumes, die ja für die Leser dieser Zeitschrift keine Schwierigkeiten hat — ich will hier nur darauf hinweisen, dass die Veranlasserin des Coitus interruptus die Ehefrau gewesen ist, daher die eigentümliche Rolle, die sie im Traume spielt — war mir damals unbekannt und ich ging mit kurzen Worten darüber hinweg. Ich habe diese Beobachtung mitgeteilt, weil sie mir in bezug auf die Entstehung der Träume sehr instruktiv erscheint.

IV.

Beiträge zum Kapitel „Verschreiben“ und „Verlesen“.

Von Frau Dr. H. Hellmuth, Wien.

1. Ein Arzt verordnet einer Patientin Levitico statt Levicowasser: Dieser Irrtum, der einem Apotheker willkommenen Anlass zu abfälligen Bemerkungen gegeben hatte, kann leicht einer milderen Auffassung begegnen, wenn man nach den möglichen Beweggründen aus dem Unbewussten forscht und ihnen, sind sie auch nur subjektive Annahme eines diesem Arzte Fernstehenden, eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht von vornherein abspricht: Dieser Arzt erfreute sich, trotzdem er seinen Patienten ihre wenig rationelle Ernährung in ziemlich derben Worten vorhielt, ihnen sozusagen die Leviten las, starken Zuspruchs, so dass sein Wartezimmer vor und in der Ordinationsstunde dicht besetzt war, was den Wunsch des Arztes rechtfertigte, das Ankleiden der absolvierten Patienten möge sich möglichst rasch, vite, vite vollziehen.

Wie ich mich richtig zu erinnern glaube, war seine Gattin aus Frankreich gebürtig, was die etwas kühn scheinende Annahme, dass er sich bei seinem Wunsche nach grösserer Geschwindigkeit seiner Patienten gerade der französischen Sprache bediente, einigermassen rechtfertigt. Übrigens ist es eine bei vielen Personen anzutreffende Gewohnheit, solch kleinen Wünschen in fremder Sprache Worte zu verleihen, wie mein eigener Vater uns Kinder bei Spaziergängen gern durch den Zuruf „Avanti gioventù“ oder „Marchez au pas“ zur Eile drängte, dagegen wieder ein schon recht bejahrter Arzt, bei dem ich als junges Mädchen wegen eines Halsübels in Behandlung stand, meine ihm allzu raschen Bewegungen durch ein beschwichtigendes „Piano, piano“ zu hemmen suchte. So erscheint es mir recht gut denkbar, dass auch jener Arzt dieser Gewohnheit huldigte; und so „verschreibt“ er Levitico — statt Levicowasser.

2. Frazösisch statt Französisch: Dieses Verschreiben pasierte mir als Kind (vom 7.—14. Jahre) regelmässig, so oft ich ein Heft für den Gebrauch in der französischen Stunde durch Beschreibung des Schildchens bestimmte; ebenso bei jeder anderen schriftlichen Verwendung dieses Wortes, insbesondere in der Aufschrift „Französ. Vokabeln“. Zur Erklärung drängt sich folgendes auf: Schon in der Zeit, da ich zu Hause französischen Unterricht erhielt (7.—11. Jahr), pflegte ich in diesen Stunden allen möglichen Ulk zu treiben, unter dem Tisch ein Bein meiner Schwester mit den meinen einzufangen, meine Schuhe aufzuschnüren und sie gegen die Wand zu schleudern, oder, wenn meine Schwester neben mir sass, unter den rohrgeflochtenen Sitz ihres Sessels zu klopfen, mit dem Finger hineinzustochern (was an unser Spiel vom „Kranksein“ anknüpfte), kurz, ich benahm mich so recht als „Fratz“, wie denn auch Mama mich wiederholt so nannte, besonders wenn ich nach solchen Störungen mich ihren Züchtigungen entzog, indem ich mit erstaunlicher Geschwindigkeit unter dem Tisch Sicherheit suchte. Gleichzeitig diente diese Bezeichnung aber zuweilen als Kosenname, zumal wenn ich irgend eine harmlose „Fratzerei“, wie Papa sagte, ausgeführt hatte. Die Äusserung: „Der kleine Fratz hat Ideen!“ machte mich trotz des leisen Tadels, den sie enthielt, doch sehr stolz, merkte ich doch am Tone, dass die „Idee“ im Grunde Beifall gefunden hatte.

Als ich später eine französische Sprachschule besuchte, in der nicht gerade die beste Disziplin herrschte, liess ich abermals meinem Mutwillen freien Lauf, schrieb unter dem Tisch Briefe an Kolleginnen, kratzte mit der Feder, fing Papierfetzen aus der Tinte heraus (ein unter Kindern sehr verbreitetes Spiel, dem vermutlich ein Rest der juvenilen Koprophilie und ihrer Betätigung in den ersten Lebensjahren zugrunde liegt), war also wieder ein rechter Fratz und so ganz in meinem Element, da mir von jeher solches Tun als Heldentat erschien, zu der in der Schule aufzuschwingen ich mich wegen grosser Strenge meines Papas nicht getraute; von den frühesten Volksschulklassen an beneidete ich stets die berüchtigten „Klassenfratzen“.

„Frazösische statt französische Vokabeln“. Dieser Schreibirrtum vollzog sich mit hartnäckiger Regelmässigkeit, so dass ihm sexuelle Motive nicht abgesprochen werden können. Und in der Tat ist gerade die französische Sprache reich an Worten, die einem Kinde, das durch Altersgenossinnen niedriger Sphäre in sexuelle und erotische Dinge eingeweiht wird, indes das Elternhaus allzu ängstlich jede diesbezügliche Aufklärung

von ihm fernhält, willkommenen Anlass geben, durch scheinbares Versprechen oder Verschreiben Vater und Mutter zu zeigen, wie es sich ohne ihre Hilfe, ja gegen ihr Verbot zurechtgefunden auf dem schlüpfrigen Boden. Bis zum Eintritt in die französische Sprachschule (im 12. Jahre, nach dem Tode meiner Mama, die meinen ersten Unterricht im Französischen geleitet hatte), wo offenbar die Scheu vor den fremden Kindern und die Furcht, für ordinär gehalten zu werden, da doch die „feine H“ zu sein der grösste Stolz meiner Kindheit war, meinem Beginnen Schranken setzte, bis dahin also liebte ich es, alle französischen Vokabeln auf die Möglichkeit einer sexuellen Bedeutung in der deutschen Sprache zu prüfen und durch unrichtige Aussprache, durch Umstellen von Lauten, kurz, durch „Verlesen“ und „Verschreiben“ sie dahin auszunutzen, und gerade solch brauchbare Vokabeln merkte ich mir natürlich besonders gut, schrieb sie auch gern in scheinbaren Sätzen auf, was mir ein ebenso grosses Vergnügen machte wie dem 7 jährigen Helden in Bartsch' „Das deutsche Leid“ seine Liste vom „ersten Schmutz dieses Lebens“, die nur einem milderen Richter in die Hände fielen, als gelegentlich die meinen.

3. Verschreiben resp. Nichtschreibenkönnen des Wortes „Karl“. Aus meinem 10. Lebensjahr entsinne ich mich deutlich eines in der Schule gegebenen Diktats über Karl den Grossen, wobei ich mich vergeblich bemühte, den genannten Namen richtig zu Papier zu bringen; Karel, Kardel, Krادل, Kral stand da im Hefte zu lesen bei Verbrauch einer ansehnlichen Menge von Tinte und schliesslich musste ich heimlich so lachen, dass mir die Feder aus der Hand fiel, was mir auch oft zu Hause beim Ulk in der französischen Stunde geschah. Da ich sonst zu den besten Schülerinnen der Klasse zählte, ist diese scheinbare Unkenntnis ein wenig befremdend. Folgende Erlebnisse machen die Sache einigermaßen klar: Zunächst wollte ich von dem Namen Karl aus zwei Gründen nichts wissen; erstens hatte mir die böswillige Klatscherei eines kleinen Karls einen grossen Verdross zu Hause eingetragen; zweitens hatte mein Onkel Karl, ein etwas leichtlebiger Kavallerie-Offizier, gerade damals meinen Eltern viel Sorge bereitet, so dass ich aus gelegentlichen Bemerkungen entnahm, dass besonders Papa ihm nicht grün war; und wen Papa nicht liebte, den mochte ich ebenfalls nicht leiden; ich täusche mich wohl nicht in der Erinnerung, von Papa Äusserungen wie: „Jetzt hab' ich genug vom Karl, ich will von ihm nichts mehr wissen“ oder Ähnliches gehört zu haben. Tatsache ist, dass dieser Onkel erst nach Papas Tode wieder unser Haus besuchte. Zu dem orthographischen Schmitzer erinnere ich ferner, dass der 1—2 jährige Sohn unseres damaligen böhmischen Hausbesorgers Karl, d. i. im Tschechischen Karel, hiess; als dieses Kind an Keuchhusten erkrankte, wurde uns streng verboten, im Garten an dem Hausbesorgerhäuschen vorüberzugehen oder gar stehen zu bleiben, welches Verbot ich natürlich oft übertrat; von Karel führt der Weg über Kardel (Karderl = Kosename für Karl im Wiener Dialekt) zu Krادل, i. e. Gradl, einem Stoff, aus dem Wäschestücke gefertigt werden; ich selbst hatte nun als Kind Beinkleider aus Gradl, die ich mir gern über die Knie hinaufzog und irgendwie stramm anspannte, um einerseits mit meinen „dicken Wade(r)n“ (Ähnlichkeit mit Gradl) zu exhibitionieren, um mir andererseits durch die Spannung der Hose sexuelle Lust zu verschaffen. Und wie ich in solchen Augenblicken

ganz schwach wurde, so konnte ich beim Verschreiben unter dem charakteristischen unbezähmbaren Verlegenheitslachen, das sich in dem scheinbar unmotivierten Kichern der Backfische wiederfindet, die Feder nicht mehr halten. Schliesslich ist noch die Umstellung von a und r in Kral unerklärt. Kleiner und schwächer als meine um 2 Jahre ältere Schwester, suchte ich mich bei Streitigkeiten und Raufereien zwischen uns durch Kratzen (wienerisch krallen, „ich krall' dich“) zu verteidigen. Vielleicht hätte ich diese Prozedur auch gerne an der Lehrerin, die uns Kinder mit endlosen Diktaten quälte, vollzogen, um so mehr als ich gerade damals in heisser Liebe zu einer jungen Lehrerin einer anderen Klasse entflammt war.

Referate und Kritiken.

Prof. Dr. O. Messmer, Die Psychoanalyse und ihre pädagogische Bedeutung. Berner Seminarblätter. V. Bd. Heft 9 (1911).

Das Urteil Prof. Messmer's ist für uns Analytiker um so bedeutender, als es sich auf der Grundlage genauester Kenntnis der bisherigen psychologischen und pädagogischen Leistungen erhebt. In seinen Werken „Lehrbuch der Psychologie für werdende und fertige Lehrer“ (Leipzig 1909) und „Grundzüge einer allgemeinen Pädagogik und moralischen Erziehung“ (3 Bde., Leipzig 1909) hat sich Messmer als ebenso gründlichen und gelehrten, als scharfsinnigen Forscher ausgewiesen.

Der hier zu besprechende Aufsatz gipfelt in einem begeisterten Lob der Psychoanalyse. Ausgehend von der Ablehnung des Exaktheitsfanatismus, der sich in experimentellen Messungen erschöpft, hebt Messmer diejenigen wissenschaftlichen und praktischen Bedürfnisse hervor, die durch qualitative Untersuchungen befriedigt sein wollen. Während aber Kälpe und seine Schule sich mit Querschnitt-Analysen begnügen, wendet sich die Psychoanalyse der Vergangenheit des Individuums zu, um genetisches Verständnis für seinen gegenwärtigen Zustand zu gewinnen. Dabei ist sie Forschung und Heilung zugleich.

Während die experimentelle Psychologie an das im Bewusstsein der Versuchspersonen Vorhandene notgedrungen gebunden war, wendet sich die Psychoanalyse mit Recht dem Unbewussten zu, aber nur einem solchen, das früher bewusst war. So kommt sie zu einer Tiefenpsychologie.

In seiner Darstellung der psychoanalytischen Methode folgt Messmer im wesentlichen dem Buche von Hitschmann. Wie verständnisvoll er seinem Gegenstand gerecht wird, zeigen u. a. die Sätze:

„Man lese nur einmal das I. Heft der „Diskussionen des Wiener psychoanalytischen Vereins“, das unter Mitwirkung eines Pädagogen die sehr aktuelle Frage des Selbstmordes und besonders des Schülerelbstmordes behandelt. Selten findet sich in einer berufs-pädagogischen Zeitschrift so viel konzentrierte Erziehungsweisheit beieinander und völlig frei von schablonenhafter, durch lange Tradition verholzter Systematik“ (S. 281).

„Es ist ungemein wohltuend, die sexuelle Frage mit so weittragendem Verständnis und ohne jede scheinheilige Befangenheit erörtert zu finden“ (S. 291).

„Alles in allem: Wir haben viel von der Psychoanalyse zu lernen. Mit etwelcher Beschämung (in Ansehung unserer Versäumnis), aber auch mit tiefer Freude (in Ansehung des objektiven Fortschrittes) stellen wir fest, was für grosse und schöne Früchte uns von fremder Seite her in den pädagogischen Garten wachsen.“ Pfister.

Dr. med. Otto Dornblüth, Nervenarzt in Wiesbaden, *Die Psychoneurosen* (Neurasthenie, Hysterie und Psychasthenie). Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte. Leipzig, Verlag von Veit u. Co., Ladenpreis 10 Mk.

Ein sehr umfangreiches Lehrbuch der Psychoneurosen (beinahe 700 Seiten stark), das der Autor nach einer 26 jährigen psychiatrisch-neurologischen Tätigkeit den Fachgenossen vorlegt. Er teilt die Psychoneurosen in drei Gruppen: *Neurasthenie*, *Hysterie*, *Psychasthenie*. *Neurasthenie* ist krankhafte Veränderung des Gefühlslebens mit Steigerung der depressiven Gefühlsvorgänge und ihrer körperlichen Ausdruckserscheinungen; *Hysterie* ist „erhöhte Affektibilität mit Störung der normalen Verknüpfung der Gemütsbewegungen mit bestimmten Ausdruckserscheinungen“; zur *Psychasthenie*gruppe rechnet er die Zwangsvorstellungen, die Zwangshandlungen (die er als besondere Einheit anführt), die Tic's, „Triebhandlungen“ (Alkoholismus, Morphinismus, „Trieb zu Unfug und Torheiten“, verbrecherische Triebe) und schliesslich die sexuellen Perversitäten. — Wir sehen, dass es dem Autor zwar gelungen ist, einige Krankheitsbilder aus dem „Sammeltopf der Neurasthenie“ zu isolieren, dass er aber dafür alles in den neuen Sammeltopf der Psychasthenie geworfen hat, in dem man heutzutage die heterogensten psychischen und nervösen Störungen zusammenwirft, und so tut, als ob die Prägung dieses neuen Namens einen Fortschritt in unserer Erkenntnis bedeutete.

Die *Angstneurose* Freud's beschreibt Dornblüth ausführlich, rechnet sie aber zur *Neurasthenie*gruppe, was der Freud'schen Terminologie gar nicht entspricht; ebenso unstatthaft ist es nach unserer Ansicht, wenn der Autor „gewisse Fälle von *Astasie-Abasie*“ und die *Akinesia algera* (Möbius) zur *Neurasthenie* zählt; diese sind rein psychogene (hysterische) Zustandsbilder. Der unvollkommenen Kenntnis der *Angsthysterie* ist es auch zuzuschreiben, dass Dornblüth die meisten *Phobien* als *neurasthenische* Zeichen beschreibt. Gut und übersichtlich ist die Darstellung der körperlichen Erscheinungen der *Neurasthenie*. — Bei den „*neurasthenischen Sprachstörungen*“ werden Freud's Entdeckungen über die *Psychopathologie* des Alltags hervorgehoben.

Als Ursachen der *Psychoneurosen* unterscheidet Dornblüth erbliche, allgemein disponierende und äussere Agentien. Unter letzteren würdigt er die von Breuer und Freud entdeckten psychischen Mechanismen. Zum Schluss gerät er aber in Widersprüche, indem er einerseits zugibt, dass er bei eigenen Untersuchungen die Resultate der Freud'schen Schule bestätigen konnte, andererseits aber behauptet, nicht zur

Überzeugung der sexuellen Ätiologie der Neurosen gelangt zu sein. Bezüglich der Symbolik steht er — ohne Gründe anzugeben — auf der Seite der Entrüsteten.

Im Kapitel „Behandlung der Psychoneurosen“ macht der Verfasser folgende Bemerkung über die Psychoanalyse: „Meines Erachtens ist der Arzt, der diese Behandlung empfiehlt, verpflichtet, den Kranken oder seine bestimmenden Angehörigen vorher zu unterrichten, was alles bei dieser geistigen Operation berührt und freigelegt werden kann; die Entscheidung muss dann dem einzelnen überlassen bleiben, wie bei jeder Operation am Körper“. Ref. hat aber noch nie etwas davon erfahren, dass die Chirurgen ihren Kranken anatomische Vorträge über die Organe und Gefäße gehalten hätten, die bei der Operation „freigelegt werden können“. Und sie haben damit sicherlich recht, da doch der Patient über diese Dinge kein Urteil haben kann und ihm durch die Mitteilungen nur unnötige Furcht vor dem Eingriff eingejagt würde. Bei psychisch Kranken aber wäre die schonungslose Mitteilung alles dessen, was bei der Analyse „freigelegt werden könnte“, direkt ein Kunstfehler, der schwere Zustände hervorzurufen geeignet ist (siehe Freud's Arbeit über „wilde Psychoanalytiker“). Aus dieser einen Bemerkung allein ist klar ersichtlich, dass es dem Autor trotz vielen guten Willens nicht gelungen ist, die richtige, stets taktvolle Art der Psychoanalyse sich anzueignen. Kein Wunder, wenn er die „Konversion auf den Arzt“ (sic!) für einen Nachteil dieser Kur betrachtet und andere Methoden „der Psychoanalyse mit sexuellem Hintergrund“ (!) vorzieht.

Ferenczi (Budapest).

Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. Herausgegeben von Friedrich S. Krauss. Leipzig 1911. Ethnologischer Verlag.

Nun liegt der VIII. Band der Anthropophyteia, dieses einzig dastehenden Sammelwerkes, vor uns, überrascht durch die reiche Fülle des gesammelten Materials und bringt wie alle vorhergegangenen Bände so viel reiche Anregung und Belehrung, dass man einen Band über den Band schreiben müsste, wollte man alle Gedanken, die sich bei der Lektüre aufdrängen, in Worte fassen. Da sind zuerst die verschiedenen erotischen Lexika, die uns Psychoanalytikern so wichtig sind, weil sie uns teils Bestätigungen alter Symbole, teils neue Aufklärungen bringen. Den Anfang macht Prof. Müller (Dresden): „Aus dem erotischen Wortschatze der deutschen Mundarten, sowie der älteren deutschen Literatur.“ Ferner englische, russische, polnische, serbische, albanesische und jüdische Lexika. Dann eine sehr wertvolle Abhandlung von Ljuba T. Daničić über das „Handtuch und Goldtüchlein in Glauben, Brauch und Gewohnheitsrecht der Slaven“. Es folgen eine Menge von kleineren Beiträgen: Vom Geschlechtsleben in Kalabrien; Zauberglaube auf Haiti; Die Passauerkunst bei den Negern auf Haiti; Brautsitten unter den Evhenegern in Togo; Über die Gebräuche bei Eintritt der Menstruation bei den Evhenegern; Neue Forschungen über das Geschlechtsleben bei den Äthiopiern; Erotische Bildwerke aus Westafrika; Geschlechtliche Sitten in Peru; Darstellungen der Vulva in den seitgenössischen „Graffiti“; Homoerotische Briefe des Philistratos; Ein homosexuelles Inserat und die Angebote von Numa

Praetorius; Homosexuelle Inserate in Paris; Inserate aus deutschen Zeitungen.

Bedeutung sind die Ergebnisse von Forschungsreisen aus Zentralindien (Hinduerotik) und Berichte über eine für die Anthropophyteia gemachte Reise zu den Bimbas.

Eine reiche Ernte versprechen die verschiedenen Rundfragen. So die von Alfred Adler eingeleitete Rundfrage über „Erotische Kinderspiele“. Eine zweite von Sadger über „Nachtwandeln und Mondsucht“. Krauss setzt seine Rundfrage über „Die Brautnacht in Sitte, Glauben und Brauch der Völker“ fort. Zur wichtigen Nachfrage über „Onanie als Heilmittel“ bringt der verdienstvolle Amrain einen wertvollen Beitrag, ferner noch eine Menge Kleinigkeiten, darunter die köstliche „Erotik in der Lateinschule“.

Besonders reichhaltig sind „Die Erhebungen zur Geschichte der Volkserzählung“ von H. Förster ausgefallen. Ferner Erzählungen aus Nassau, Hessen, Heidelberg, Westfalen, Elsass, England, Russland, Polen, Friaul und selbst von den Indianern, von verschiedenen Folkloristen mitgeteilt. Ebenso interessant sind die „Beiträge zur Volksliedforschung“ mit Mitteilungen von Amrain, Fr. E. Schnabel, H. Förster, Bärmann, Dr. Susruta (Indien) und Blinkiewicz, der wertvolle Beiträge aus Russisch-Polen bringt und in diesem Bande mehrfach vertreten erscheint. Auch die wichtige Rätselforschung, ein psychoanalytisch noch unbebautes Gebiet, kommt nicht zu kurz. Überraschende Wendungen findet man in den Abortschriften, die in den „Beiträgen zur Skatologie“ eingereiht sind. Zum Schlusse bringt Krauss die VII. Fortsetzung seiner „Süd-slawischen Volksüberlieferungen“, eines gross angelegten, erschöpfenden und reichhaltigen Werkes. Dass schliesslich die forensischen Anfechtungen der Anthropophyteia und verschiedenen Mitteilungen von aktuellem Interesse folgen, macht das Bild des Bandes nur lebhafter und bunter. Im kritischen Teile wird dem „Zentralblatte für Psychoanalyse“ und meinem Buche „Die Sprache des Traumes“ eine so liebevolle und eingehende Würdigung zuteil, dass wir nicht umhin können, Herrn F. S. Krauss für die freundlichen Worte herzlichst zu danken. Möge das Zusammenarbeiten von Analytikern und Folkloristen dazu beitragen, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen! Das Studium der Anthropophyteia sei allen Kollegen nochmals wärmstens empfohlen.

Stekel.

Dr. L. Löwenfeld, Über die sexuelle Konstitution und andere Sexualprobleme. Wiesbaden, Verlag J. F. Bergmann.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte: Über die sexuelle Konstitution — Erotik und Sinnlichkeit — Die Libido als Triebkraft im geistigen Leben.

Der Begriff der sexuellen Konstitution wurde zum ersten Male in Freud's Schrift: „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ verwertet. An diese knüpft der Verfasser an, doch will er dem Begriffe, in Anlehnung an den medizinisch gebräuchlichen Sinn des Wortes Konstitution, eine weitere Fassung geben. Freud betrachtet als sexuelle Konstitution jene Veranlagung des Individuums, durch welche die Quellen seiner sexuellen

Erregung bedingt sind. Der Autor unterordnet eine weitere Reihe von Variationen im sexuellen Verhalten demselben Begriffe und zieht für die Beurteilung der sexuellen Konstitution ausser den Quellen der sexuellen Erregung noch in Betracht: Beginn und Dauer der sexuellen Funktionen, die Intensität des Geschlechtstriebes, Spermasekretion und -Exkretion und vornehmlich die sexuelle Leistungs- und Widerstandsfähigkeit. Wenn auch das Kapitel zum Teile Bekanntes enthält, so ist doch die systematische Gliederung, die Nachweisung durch zahlreiche eigene Beobachtungen und die Bearbeitung eines umfangreichen Autorenmaterials ebenso hervorzuheben wie die Objektivität, die der Autor im allgemeinen und auch im besonderen gegenüber jenen Freud'schen Sätzen bewahrt, denen er die Richtigkeit überhaupt nicht oder nur in beschränktem Masse zubilligt.

Löwenfeld unterscheidet folgende Konstitutionspaare: Die robuste und schwächliche Konstitution (sexuelle Leistungs- und Widerstandsfähigkeit), die erethische und torpide (Stärke der sexuellen Erregbarkeit), die libidinöse und frigide (Stärke der sexuellen Bedürftigkeit), die plethorische und anämische (betrifft den nutritiven Zustand des Sexualapparates), die sadistische und masochistische Konstitution. Kombinationen der einzelnen Typen werden natürlich zugegeben.

Von interessanten Einzelheiten seien bemerkt: Der Nachweis der gegenseitigen Unabhängigkeit von Orgasmus und Ejakulation, der zur Annahme zweier (in unmittelbarer Nähe befindlichen) Rückenmarkszentren führt: Ferner: Die plethorische Konstitution beim Weibe (gekennzeichnet durch frühes Auftreten und lange Dauer der Menstruation) ist bei Reichen und Jüdinnen häufiger. Dementsprechend, im Anschlusse an Untersuchungen Teilhaber's, disponiert die plethorische Konstitution zum Uteruskarzinom; der anämische Typus hingegen (mit dem gegenteiligen Verhalten der Menstruation, vornehmlich bei Armen und Christinnen) begründet eine erhöhte Disposition zum Myom. — Zu den Quellen der sexuellen Erregung rechnet der Autor in Übereinstimmung mit Freud auch chemische im Blute kreisende Substanzen (libidogene Stoffe).

Nicht alle Konstitutionsmerkmale sind nach Löwenfeld angeboren, sondern zum Teile erworben. Unter den Ursachen erworbener Verschlechterungen der sexuellen Leistungsfähigkeit spielt die Masturbation die Hauptrolle. Hier muss dem Verfasser entgegengehalten werden, dass sowohl Schädigung der Potenz beim Manne als Verminderung oder Aufhebung der orgastischen Fähigkeit beim Weibe auf Grund der bisherigen psychoanalytischen Erfahrungen meistens psychogen bedingt sind, somit in allen diesen Fällen wohl kaum von einer Veränderung der sexuellen Konstitution die Rede sein kann. — In der Frage nach dem Beginne der sexuellen Funktionen greift Löwenfeld die Behauptungen Freud's insoferne an, als er den Schluss von der Sexualität der Neurotiker auf die der Gesundgebliebenen nicht a priori für zulässig erachtet. Darauf wäre zu erwidern, dass gewisse psychische Mechanismen bei Gesunden und Kranken nachgewiesenermassen die gleichen sind und dass sich insbesondere die untersuchten Träume Gesunder von jenen der psychisch Erkrankten überhaupt nicht unterscheiden. Immerhin ist die Zurückhaltung des Autors in diesem wie in manchen anderen Punkten durchaus nicht abzuweisen; volle Klärung wird erst dann gegeben sein,

wenn die praktische Möglichkeit bestehen wird, auch Gesunde zu Studienzwecken systematisch zu analysieren.

Der zweite Abschnitt behandelt den Zusammenhang der seelischen und sinnlichen Elemente in der sexuellen Liebe. Diese denkt sich der Autor zerlegt in die von der Sexualsphäre angeregten Elemente, in die Sympathiegefühle (Forel) und in die Gefühle der Verehrung. Der Gefühlszustand der Liebe ist nur Personen mit „warmem Gemüte“ zugänglich. „Gemütsarme“ Naturen bleiben von der Liebe verschont. — Wir müssen hier wohl feststellen, dass man mit derartigen Begriffen, wenn man Analyse und nicht bloss Beschreibung will, nicht viel anfangen kann und müssen doch wohl fragen, was die Eigenart jener Sympathiegefühle ausmacht, welche psychischen Vorgänge und Ursachen für die Diagnose „gemütsarm“ und „gemütsreich“ bestimmend sind. Der Autor spricht übrigens von Verwandten- oder Nächstenliebe im Gegensatz zu sexueller Liebe und es kann ihm hier der Vorwurf nicht erspart bleiben, dass er von den psychoanalytischen Erfahrungen und Theorien auf diesem Gebiete keine Kenntnis genommen hat. Der Vorwurf bezieht sich natürlich nicht etwa darauf, dass der Autor die diesbezüglichen Stellen nicht akzeptiert hat; aber er hätte sie, bei seiner vortrefflichen Kenntnis der Freud'schen Arbeiten, wenn auch nur ablehnend, berücksichtigt müssen. Der Autor hat aber keine Notiz davon genommen. Das Problem der psychischen Liebe ist durch die Psychoanalyse keineswegs geklärt worden, doch ist der Weg zu einem besseren Verständnis sicher nicht nach der bloss deskriptiven Methode des Autors zu erreichen. Der Mangel tiefergehender Untersuchung zeigt sich unter anderem in der Feststellung des Autors, dass „in der Liebe der reinen Jungfrau das libidinöse Moment vollständig fehle“, weil bei dem „sexuell unberührten Mädchen“ pollutions- und erektionsartige Vorgänge mangeln und sich deshalb sexuelle Lustgefühle oder das Verlangen nach solchen nicht einstellen können. Abgesehen von diesen an sich sehr zweifelhaften Konstatierungen und sogar ganz abgesehen von der Pubertätsonanie, weisen die oft ganz eindeutig sexuellen Träume von Jungfrauen auf ein anderes Verhalten hin. Bei der komplexen Natur des Geschlechtstriebes ist ja auch nicht der Trieb nach Kohabitation das Wesentliche in den „sinnlichen Elementen“; der Nachweis des Kontrektationstriebes bei der Jungfrau ist übrigens auch ohne psychoanalytische Untersuchungen leicht möglich. Bei Beurteilung aller dieser Verhältnisse wäre auch entgegenzuhalten, dass sexuelle „Unerfahrenheit“ und Unempfindlichkeit wohl meistens eine durch Verdrängungsschübe vorgetäuschte ist. Der Übergang der sexuellen Gleichgültigkeit bei der Jungfrau in ihr Gegenteil nach der Aufnahme des Sexualverkehrs dürfte auch die Erklärung finden, dass sozusagen „nach vollzogener Tatsache“ die Verdrängungen überflüssig werden. Übrigens entziehen sich oft auch ganz bewusste Vorgänge, ohne den wohlthätigen Zwang zur Wahrheit, den die Psychoanalyse ausübt, bei der gewöhnlichen Anamnese der Kenntnisnahme des Arztes.

Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit den Sublimierungsvorgängen. Auch hier ist die ruhige Objektivität des Verfassers in den strittigen Fragen hervorzuheben. „Die Libido als Triebkraft im geistigen Leben“ ist für den Autor (in beschränktem Masse) eine nicht zu bezweifelnde Tatsache und zwar nicht bloss auf künstlerischem und religiösem Gebiete. Auch der wissenschaftliche Forscher und der Kauf-

mann kann auf dem Wege der Sublimierung Zuwachs an geistiger Energie erwerben. — Doch auch hier sind die psychoanalytischen Erfahrungen nicht nutzbar gemacht worden. Für den Autor kommt nur jene Libido für die Sublimierung in Betracht, die durch einen „Willensakt“ von der Befriedigung abgelenkt wird. Oder es werden aktuelle Liebesverhältnisse aus der Biographie bedeutender Dichter (z. B. Grillparzer, Gottfried Keller) in ihren Beziehungen zur produktiven Tätigkeit untersucht. Ref. stimmt wohl mit dem Schlussergebnisse des Autors überein, das die Behauptung, geistige Schöpfungen seien psychisch-sexuelle Äquivalente, entschieden ablehnt. (Die sexuelle Energie wird nur als eine Komponente der Schaffenskraft betrachtet.) Doch kann hier wie auch in den früheren Abschnitten die Untersuchungsmethode des Autors nicht als genügend bezeichnet werden. Die Bedeutung der unbewussten, verdrängten Libido und ihrer von der Kultur zum Untergange bestimmten Komponenten müsste erst erforscht werden; wahrscheinlich ergäben sich hier weitere Quellen geistiger Energie. Das obige Resultat kann wohl durch anderweitige Erwägungen erhärtet werden; die durch biographische Untersuchungen der aktuellen Liebesbeziehungen erzielten negativen Schlüsse des Autors sind von den oben bezeichneten Seiten her anzufechten.

Gaston Rosenstein.

Fritz Wittels, Tragische Motive oder das Unbewusste in Held und Heldin. Egon Fleischel. Berlin 1911.

Ein durchaus erfreuliches Buch. Was es über das Tragische und seinen Zusammenhang mit dem Unbewussten sagt, führt tiefer hinab in verborgene Tiefen menschlicher Psyche als manche berühmte ästhetische Abhandlung. Die Ursache des Tragischen liegt im Einbruch des unethischen und unlogischen Unbewussten ins Bewusstsein. An Hand dieser Definition werden aphoristisch, aber mit glücklichstem Griff die Schicksale eines Brutus, einer Lady Makbeth, einer Rhodope, Judith, Medea abgeleuchtet. Die unbewusste Instanz des Seelenlebens wird als Motiv gezeigt, wodurch das Unmögliche zum Ereignis wird.

Der Mechanismus, der in den Gestalten der Dichter waltet, wird aufgedeckt und seine Bezüge zum allgemeinmenschlichen Seelenleben geklärt.

Das Theater nimmt nicht mehr den Raum in unserem Leben ein, den es bei den Hellenen besass. Immerhin: an allen Ecken und Enden trifft man Leute, deren geistiger Horizont mit den Brettern verschlagen ist, die ihnen die Welt bedeuten.

Freilich: hier ist der Punkt, wo die Forschung einsetzen müsste: in der Wirkungsweise der Kunst. Sie beruht auf dem Gefühl, das sich etwa ausdrücken liesse in den Worten: *Tua res agitur* . . . Das Problem des Tragischen — von der Seite des Zuschauers gesehen — taucht auf, das schwierigste der ganzen psychologischen Ästhetik. Der psychische Mechanismus der Katharsis ist trotz Aristoteles und Lessing noch ungeklärt. Vielleicht würde auch hier die psychoanalytische Betrachtungsweise weiterhelfen.

Wittels streift dieses Problem gerade. Aber manche Sätze, die aufblitzen, erleuchten es schärfer als viele dicke Bücher einschlägigen Inhaltes.

Ein sittlicher Ernst, der Heiterkeit nicht ausschliesst, spricht (unausgesprochen) aus diesen Essays.

Noch eine Seite der Arbeit wäre zu werten: die künstlerische. Denn das Buch ist in Plan und Aufbau ein Kunstwerk. Man muss in Deutschland immer wieder sagen, dass Langweile nicht ein notwendiger Bestandteil der Wissenschaftlichkeit ist. In den „Tragischen Motiven“ ist dreimal soviel Künstlerisches als etwa in desselben Autors Roman „Ezechiel der Zugereiste“.

Man müsste Anatomie des Stiles treiben, um die Eigentümlichkeit des Wittelschen Stiles zu erfassen. Eine freiere, beschwingtere Ausdrucksweise lebt in diesen Seiten als sie sonst in psychologischen Untersuchungen üblich ist. Eine Unmittelbarkeit des Stiles, eine Impetuosität der Form, die auf Unmittelbarkeit des Erlebens zurückgeht.

Es ist viel — fast möchte man sagen: zuviel Temperament darin. Eine Selbstsicherheit, die manchmal abstoßen könnte. Jedenfalls zuviel Temperament für diese bürgerliche Welt, die überall Anstoss sucht und findet. Diese verhängnisvolle Gabe lässt manchmal für den Autor fürchten. Noch keinen sah ich fröhlich enden — Theodor Reik.

Otto Rank, Die Lohengrinsage. Ein Beitrag zu ihrer Motivgestaltung und Deutung. Schriften zur angewandten Seelenkunde. Heft XIII. (Leipzig und Wien. Franz Deutike. 1911.)

Es ist kaum möglich, aus dem enge zusammengedrängten Material, das Rank vor uns ausbreitet, einen Auszug zu geben. Mit einer unglaublichen Kenntnis der Quellen paart sich ein bewunderungswürdiger Fleiss. Rank zeigt gerade durch die vergleichende Mythen- und Sagenforschung, wie fruchtbar die Lehren Freud's für die Erkenntnis der Sagen und Mythen (der „Träume der Menschheit“) werden können. In der einen Sage findet sich ein Stück, das in der anderen Sage ausgelassen wurde, und erst die Zusammenstellung des ganzen Materials ergibt ein Ganzes. Es ist eine mühselige Arbeit, die sich am besten mit einem Mosaikbild vergleichen lässt. Schliesslich zeigt Rank mit wissenschaftlicher Präzision, dass die berühmte Frage Elsa's (Woher er kam der Fahrt) und das Frageverbot (Nie sollst du mich befragen!) infantile Wurzeln aufweisen und die wichtigste Frage der Kindheit betreffen, die Frage: Woher kommen die Kinder? Und das Verbot ist eben das Verbot der Erwachsenen an die Kinder, nach dem Entstehungsmodus des Menschen zu fragen.

Einen breiten Raum in der Darstellung Rank's nimmt die Todesymbolik ein. Auch in der Sage ist der Schwan ein Totenvogel, ist die Reise eine Reise ins Jenseits, auch in der Sage geben Geburt und Tod seltsame symbolische Vereinigungen. Für mich persönlich war die Lektüre des Buches von Rank eine grosse Genugtuung. Fand ich doch in den deutschen und fremden Sagen dieselbe Todessymbolik, wie ich sie in meinem Buche „Die Sprache des Traumes“ eingehend dargestellt habe. Derartige Bestätigung der individuellen Psychologie durch die Ergebnisse der Sagenforschung haben eine unerschütterliche Beweiskraft. Die Lektüre des Rank'schen Werkes ist für jeden Psychoanalytiker überdies eine Quelle reicher Anregung und Belehrung. Rank weiss dem spröden Stoff durch neue Auffassungen immer wieder neue Seiten abzugewinnen. Auch

für die Neurosenforschung kann man aus dieser Arbeit sehr viel lernen. Der Blick erweitert sich vom engen Horizonte des Tages über Jahrtausende und die Kleinarbeit des Psychoanalytikers erhält ein historisches Relief von gigantischer Grösse.

Stekel.

Grete Meisel-Hess, Die Intellektuellen. (Berlin 1911. Österheld u. Co.)

Dem grossen Wert dieses Buches dürfen kleine technische Mängel, wie überflüssig genaue steckbriefartige Personsbeschreibungen und eine gewisse Oberflächlichkeit, mit der zum Schluss manches in der Exposition breit aufgerolltes Menschenschicksal einer allzu raschen Lösung zugeführt wird, keinen Abbruch tun. Dieses Werk ist ein Kulturdokument unserer Zeit, an dem ein späterer Schilderer ihrer geistigen Strömungen und deren Ursachen nicht achtlos vorübergehen können. Wirkungsvoll und anschaulich wird das ganze Wesen jener „Intellektuellen“ geschildert, die, den Schichten des breiten Bürgertums durch ihre geistigen Sonderforderungen und Ansprüche entfremdet, vom Proletariat und seinen modernen Massenbestrebungen aber durch eben diese eher geistig-aristokratischen Tendenzen unüberbrückbar getrennt sind. Dabei finden sich ganz wunderbare Stellen, die ohne besonderen Zusammenhang mit jener Grundtendenz, viel erörterte und allgemeinem Interesse begegnenden Fragen behandeln: so z. B. der im Verlaufe der Schilderung eines Frauenschicksals fein herausgearbeitete Gegensatz des Wiener und Berliner Kulturkreises, der — den Tatsachen entsprechend und einem falschen Lokalpatriotismus ins Gesicht schlagend — nicht zugunsten des ersteren entschieden wird.

Für die Psychoanalyse hat das vorliegende Werk jedoch noch eine ganz besondere Bedeutung: Zum ersten Male wird hier in der nicht-wissenschaftlichen Literatur der Psychoanalyse eingehende Erwähnung getan. Das betreffende Kapitel verrät zwar ein gründliches theoretisches Studium der psychoanalytischen Methoden, aber eine Unkenntnis des praktischen psychoanalytischen Verfahrens. So benimmt sich kein wirklicher Psychoanalytiker, wie er hier geschildert wurde. Daher nimmt es uns nicht Wunder, dass der Schluss, zu dem die Verfasserin in diesem Teile ihres Werkes gelangt, nie und nimmer von der Psychoanalyse wird wissenschaftlich anerkannt werden können. Eine Frau, die die Erkenntnis grausamer Enttäuschungen ihres ehelichen Lebens in sich unterdrückt und aus dieser Ursache in einen Verdrängungswahn verfällt, wird durch die Psychoanalyse von diesem Wahn befreit. Und nun soll die Folge dieser Befreiung die sein, dass die Frau durch den Verlust dieses — ihr Leben angeblich verklärenden — Wahnes in den Selbstmord getrieben wird? Niemals kann jene höchste und letzte Erkenntnis griechischer Philosophie, jenes „Erkenne dich selbst“, das auch die Psychoanalyse zu ihrem wichtigsten Grundsatz macht, zu einer Verneinung der eigenen Daseinsberechtigung, zum Selbstmord, führen.

Alfred Bauer-Imhof.

Varia.

Die Uhr als Symbol des Lebens.

(Ein Beitrag zur Uhrensymblik.)

Ein Berufskollege, der auch ein sehr feinsinniger Dichter ist, Ludwig Finkh, erzählt in seinem offenbar autobiographischen Werke „Rapunzel“ (Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1909) folgende Beobachtung aus seiner Jugend:

„Des Grossvaters Sohn war der Vater, der ausser seinem Acker und den zwei Kühen eine ganze Stube voll Uhren hatte. Er war ein fröhlicher Bauer und ein nachdenklicher Mann, dem es nicht wohl war, wenn ihm nicht zwanzig Uhren im Hause tackten.

Woher ihm diese Lust kam, wusste niemand zu sagen. Sie fuhr in ihn, kurz nachdem er das Mostbad genommen hatte. Als er nämlich sieben Jahre alt war, beteiligte er sich in der Herbstzeit mit Eifer am väterlichen Mosten, indem er sein Becherlein an den Auslauf der Obstpresse hielt und den Saft auffing. Auch verfolgte er die übrige Hantierung mit Aufmerksamkeit, wenn der Vater einen grossen Butten mit Most schöpfte und in eine fernstehende gewaltige Kufe goss, wo er zum Gären verblieb. Es mag den Buben gelüftet haben, auch einmal aus dem grossen Zuber zu schöpfen; sicher ist nur, dass der Vater ihn vermisste, irgendwo pfludern hörte, und als er zum Zuber lief, bloss noch zwei Rohrstiefelein aus dem süssen Most herausstehen sah, die er flugs ergriff, da sie ihm wohlbekannt waren. In den Stiefeln steckte denn auch sein Sohn, den er nur durch eine ausgiebige Bearbeitung seines Hinterteils wieder zum Leben brachte. Es hat ihm weiter nichts geschadet; aber als er nachher in der Stube sass und sich trocknete, war er ganz still und in sich gekehrt.

Am Abend fragte er mit grossen Augen den Vater: „Vater, was wär's gewesen mit mir, wenn du meine Stiefele net noch herausgezogen hättest?“

„Dann wärst vertrunken, Jaköble,“ sagte der Vater.

„Wär' ich dann nimmer bei dir und der Mutter gewesen?“

Statt aller Antwort stand der Vater auf, ging mit hartem Schritt auf die einzige Wanduhr zu und hielt den Pendel an.

„So wär's gewesen.“

Als nun die Uhr an der Wand, die immer fleissig und rechtschaffen gegangen war, mit einem Male stund, erschrak der Jaköble an der Stille zu Tode und fing an, aufzuschluchzen. So jung er war, er hatte verstanden, dass ein rauher Finger mitten ins fromme Uhr- und Tagwerk eingegriffen und es angehalten hatte, und ein erster Schauer des Todes hatte ihn angefasst.

Da stand die Mutter auf und führte das Büblein zur Uhr hin:

„Wisch deine Tränle ab, Jakob, musst net greinen; guck, so hat der Vater mit dir gemacht.“

Damit stiess sie den Pendel frisch an und gab dem Uhrlein wieder Leben.

Seither schlossen sich alle Geheimnisse des Lebens für Jaköble in der Uhr ein. Er bekam das Recht, sie am frühen Morgen aufzuziehen, und verstand bald die stille und treue Arbeit des Gewichts, das an der

Kette zog, solange es ziehen konnte, und damit die Zähne zwang, einen um den andern, sich zu bewegen und die Räder zu treiben. Mit zwölf Jahren brannte Jakob dem Vater durch in die Stadt und bat einen Uhrmacher, ihn einzustellen, er wolle ihm sägen, Holz spalten und das Vieh versorgen. Der Uhrmacher schrieb an den Vater, er wolle den Buben, der ihm gefalle, behalten und die Uhrmacherei lehren, wenn er einverstanden sei. Was der Vater dazu sagte, das steht auf einem andern Blatt; aber dem Jakob haben damals die Ohren geklungen drei Tage lang. Die Mutter bat für ihn, und er sollte ein halbes Jahr zur Probe in der Stadt bleiben, wenn er nachher wieder heraufkommen wollte. Diese Zeit nutzte der Jaköble aus. Doch muss das Heimweh nach der Alp und den Buchenwäldern mächtig an ihm genagt haben; denn als er nach der verabredeten Zeit heimkam, mager und abgeblasst, war von der Stadt nimmer weiter die Rede. Er griff ins grosse Uhrwerk der Ackerarbeit ein, packte die Speichen der Räder und wurde zu einem starken, gleichmässigen Gewicht an der goldenen Kette.

Als er das Bärbele zur Frau nahm, waren ihm die Mucken soweit vergangen bis auf die eine, dass er in jeder Stube eine Uhr hangen hatte. Er hatte jeder einen Namen gegeben wie einem Kind, und als er einen Buben bekam, waren alle seine Lieblingsnamen schon an die Uhren vergeben, bis auf den Namen Konrad.“

Stekel.

Eine sehr durchsichtige Symbolik finden wir im Gedicht „s klaine Herzerl“ (aus Volkslust) von Franz Stelzhamer.

Mein Herzerl is klain
Und drum hat nur mein Schatz
In mein'n Herzerl allain
Und sunst kainá nót Platz.

Oft macht sö mein Lipp!)
So schmeidi und dünn
Liegt wie's Kinderl in Krippel
So ruesailli²⁾ drin.

Awá gách wird á wild,
Geht in d' Dicken und Läng,
Und oft fluecht er und schilt:
Is má d' Liegástatt z'eng!

O Lipp!, mein Lipp!
Guet is's und das gwiss,
Dass mein Herz ázwies Krippel
Nót glöserá³⁾ is.

Dr. E. Hitschmann.

Zum Thema: „lenkbare Träume“. S. Ferenczi hat im 2. Jahrg. Heft 1 des Zentralblattes für Psychoanalyse eine besondere Art von Träumen als „lenkbare“ Träume bezeichnet. In den letzten Monaten hatte eine mir befreundete Person drei solche Träume, die durch die Verwertung der theoretischen Erkenntnisse Freud's im Traume bemerkenswert sind. Die betreffende Person hat sich in dieser Zeit viel mit Freud's Schriften beschäftigt. Herr N. O. erzählt:

a) „In einem hell beleuchteten Saal — in Anwesenheit vieler Personen — beginnen der grosse Oberleutnant R. und der kleine P. S. eine Rauferei. Ich selber verberge mich im Traume hinter der Person von P. S. — Später sage ich mir im Traum, wie um die aufdämmernde peinliche Erkenntnis von der homosexuellen Bedeutung der obenerwähnten Szene zu verdrängen: Ein Traum, in dem viele Personen als Zeugen einer Szene vorkommen, bedeutet einen Potenztraum“.

1) Lipp! = Philipp.

2) ruesailli = ruhselig.

3) glösera = gläsern.

b) „Ich ringe mit einem unschönen Mädchen (Negerin?) und sage mir dabei: Ein hübsches Mädchen wäre mir lieber. Der Traum erfüllt einem ja jeden Wunsch. Warum sollte das nicht gehen? Ich denke angestrengt nach (wobei ich Kopfschmerzen verspüre) und das hässliche Mädchen verwandelt sich nach und nach in ein sehr hübsches.“ Ich glaube, dass der Traum mit einer Pollution endete.

c) „Ich bin irgendwo, verspüre ein aufsteigendes sexuelles Begehren und sage mir: Der Traum kann einem ja jeden Wunsch erfüllen, ich wünsche mir eine schöne Frau herbei.“ Der Wunsch geht aber nicht in Erfüllung, ich erwache. — Der dritte Traum ist also eigentlich ein missglückter „lenkbarer Traum“.

Herr N. O. kann die Bemerkung Ferenczi's, dass diese Träume zumeist in den Morgenstunden geträumt werden, bezüglich seiner drei Träume nicht bestätigen.

A. v. W.

Für das Fortleben der infantilen Eindrücke zeugt die nachstehende Stelle aus den Bekenntnissen des hl. Augustinus (1. Buch. 8. Kapitel):

„Bin ich nicht aus der Kindheit auf dem Wege zu meinem jetzigen Lebensalter in das Knabenalter gelangt? Oder besser gesagt: kam es nicht in mich und folgte meiner Kindheit. Doch jene ist nicht vergangen; wohin sollte sie auch gehen?“

A. v. W.

Zum Thema: **Künstlerisches Schaffen und Kunstgenuss.** a) „Keuschheit ist bloss die Ökonomie eines Künstlers. Es ist ein und dieselbe Kraft, die man in der Kunstkonzeption und die man im geschlechtlichen actus ausgibt. Es gibt nur eine Art Kraft.“

b) „Rechnen wir aus der Lyrik in Ton und Wort die Suggestion jenes intestinalen Fiebers ab: Was bleibt von der Lyrik und Musik übrig?“

Aus Nietzsche, Fragment zur „Physiologie der Kunst.“

c) „Wo ist der Urquell der Natur,
Daraus ich schöpfend
Himmel fühl' und Leben
In die Fingerspitzen hervor?
Dass ich mit Göttersinn
Und Menschenhand
Vermöge zu bilden,
Was bei meinem Weib'
Ich animalisch kann und muss.“

Goethe, Kenner und Künstler.

A. v. W.

Zur Symbolik des Traumes. In der XII. der römischen Elegien Goethes findet sich eine Stelle, an der gebräuchliche Symbole des Traumes auf ihre eigentliche Bedeutung zurückgeführt werden:

Hast du wohl je gehört von jener mystischen Feier,
Die von Eleusis hieher frühe den Sieger gefolgt?
Griechen stifteten sie, und immer riefen nur Griechen,
Selbst in den Mauern Rom's: „Kommt zur geheiligten Nacht!“
Fern entwich der Profane: da bebte der wartende Neuling,
Den ein weisses Gewand, Zeichen der Reinheit, umgab.
Wunderlich irrt darauf der Eingeführte durch Kreise
Seltener Gestalten; im Traum schien er zu wallen; denn hier

Wanden sich Schlangen am Boden umher, verschlossenes Kästchen Reich mit Ähren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbei, Vielbedeutend gebardeten sich die Priester, und summten, Ungeduldig und bang harnte der Lehrling auf Licht. Erst nach mancherlei Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet, Was der geheiligte Kreis seltsam in Bildern verbarg. Und was war das Geheimnis, als dass Demeter, die grosse, Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt, Als sie dem Jaoon einst, dem rüstigen König der Kreter, Ihres unsterblichen Leib's holdes Verborgne gegönnt. Da war Kreta beglückt! Das Hochzeitsbette der Göttin Schvoll von Ähren, und reich drückte der Acker die Saat. A. v. W.

Zwei Belege für die Wunscherfüllung im Traume und die ihn bestimmenden Affekte:

„Ein jeder gleichet seinen Träumen
Im Traume zecht Anakreon;
Ein Dichter jauchzt bei seinen Reimen
Und flattert um den Helikon.
Für euch, Monaden, ficht mit Schlüssen
Ein Liebling der Ontologie;
Und allen Mädchen träumt von Küssen:
Denn was ist wichtiger für sie?

Johann Peter Uz (1720—96).

. . Die Erfahrung bestätigt unsere Behauptung, dass wir am häufigsten von den Dingen träumen, auf welche unsere wärmsten Leidenschaften gerichtet sind. Hieraus sieht man, dass unsere Leidenschaften auf die Erzeugung unserer Träume Einfluss haben müssen. Der Ehrgeizige träumt von den (vielleicht nur in seiner Einbildung) errungenen, oder noch zu erringenden Lorbeeren, indes der Verliebte sich in seinen Träumen mit dem Gegenstand seiner süßen Hoffnungen beschäftigt. . . . Alle sinnlichen Begierden und Verabscheuungen, die im Herzen schlummern, können, wenn sie durch irgend einen Grund angeregt werden, bewirken, dass aus den mit ihren vergesellschafteten Vorstellungen ein Traum entsteht oder dass sich diese Vorstellungen in einen bereits vorhandenen Traum einmischen.

J. G. E. Maass „Über die Leidenschaften“ 1805.

A. v. W.

3 Fälle von Versprechen. a) Wie sehr scheinbar zufällige Fehlhandlungen durch unbewusste Komplexe determiniert sind, zeigt der im nachstehenden angeführte Fall, wobei die betreffende Person die der symbolischen Fehlhandlung zugrunde liegende sexuelle Absicht durch ein Versprechen verrät. Herr N. erzählt mir: „Heute hab ich meinen Stock auf dem Spaziergang verloren, ich kann mich aber nicht genau entsinnen, wo. Ich habe heute überhaupt einen ungeschickten Tag. Zuerst lasse ich den Stock mehrereremale auf das Pflaster fallen. Später steige ich in die Tramway ein, und wie ich mich niedersetzen will, fällt mein Stock in den Schoss der gegenüberliegenden Dame.“ Ich mache ihn auf sein Versprechen aufmerksam, worauf er lächelnd fortfährt: „Ich muss diesen Stock rein in der Tramway liegen gelassen haben, denn nachher, wie ich wieder zu Fuss gehe, entdecke ich plötzlich den Verlust.“

b) Eine Dame erzählt mir: „Mein Mann und ich waren im Sommer in N. Wir unternahmen eines Tages einen Spaziergang und entdecken auf diesem ein uns bis dahin völlig unbekannt gebliebenes kleines, ziemlich primitives Schwimmbad. Es ist nur ein einziger Herr im Wasser. Wir fragen ihn, da gerade Herrenstunde ist, ob er gestatte, dass ich auch bade. Er ist einverstanden. Wie ich aber ins Wasser steigen will, entfernt er sich leider.“ Ich wiederhole lachend das letzte Wort, worauf sie erstaunt fragt, ob sie das denn gesagt habe, und rot und ärgerlich wird.

c) Eine Dame will einen Federkiel, der aus einem Stachelschweinstachel verfertigt ist, kaufen, betritt den Laden und sagt zum Verkäufer: „Geben Sie mir die Feder von einem Schweinigel!“
A. v. W.

Ein schönes Beispiel von Versprechen. Ein Herr, der mit einer Dame einen leichten Sommerfiert eingeleitet, aber aus Zeitmangel nicht fortgesetzt und ausgenutzt hatte, obwohl ihm die Dame sehr entgegengekommen war, sagt zu der betreffenden Dame: „Nächstes Jahr werden wir wieder zusammen Radpartien machen. Aber nicht so selten wie heuer. Wir werden fleischiger sein.“

Das Versprechen motiviert sich selbst. Der Herr ist Vegetarianer.

St e k e l.

Eine sonderbare Rationalisation einer inzestuösen Eifersucht. In einer vielgelesenen Tageszeitung fand sich kürzlich folgende Notiz:

Die Tragödie der Vererbung. Aus Paris wird gemeldet: Am 22. Mai war in Angers die begabte Malerin Amélie Lhermite von ihrem Bruder ermordet worden. Der Mord, der anfangs geheimnisvoll und unbegreiflich schien, erhielt eine erschütternde Aufklärung durch die gestrige Schlussverhandlung gegen den Mörder vor den Geschworenen von Angers. Eugen Lhermite gab an, er habe seine einzige Schwester heiss geliebt. Er habe nur dafür leben wollen, ihre Zukunft und ihr Lebensglück zu sichern. Nun wären aber ihre Grossmutter, ihr Vater und ihre Mutter im Wahnsinn gestorben, über ihnen beiden schwebte gleichfalls der drohende Schatten der Geisteskrankheit, und als die Schwester ihm eines Tages ihren Entschluss mitteilte, sich zu verheiraten, habe er sie beschworen, diese Absicht aufzugeben, um nicht neue Wahnsinnskandidaten in die Welt zu setzen. Die Schwester wollte auf diesen Rat nicht hören. Den Vorschlag, gemeinsam in den Tod zu gehen, wies sie entsetzt zurück. Da sei ihm, wenn er dem düsteren Verhängnis ihrer Familie ein Ende machen wollte, nichts übrig geblieben, als die Schwester zu töten. Auch für ihn wäre ein Todesurteil das beste. Die Geschworenen fanden ihn schuldig, unterzeichneten jedoch nach ihrem Wahrspruch ein Gnadengesuch. Der Gerichtshof verurteilte Lhermite zu lebenslänglichem Zuchthaus.

Wer Freud's Lehren verstehen gelernt hat, wird sich mit der Deutung, die der Mörder vor den Richtern seiner Tat gibt, und die offenbar auch geglaubt wurde, kaum zufrieden geben. Um die Vererbung des Wahnsinns zu verhüten, kennt man in Frankreich wohl weniger tragische Mittel als Selbstmord oder Mord. Wir halten uns wohl mit Recht an die Äusserung, Lhermite habe seine Schwester heiss geliebt, nur für ihr Glück habe er leben wollen. Da sie einem andern angehören will, handelt der mit seiner Libido an die Schwester fixierte wie mancher andere pathologisch hemmungslose Liebhaber.
Friedjung.

Sir William Ramsay über die Genese wissenschaftlicher Entdeckungen.
„Die Kunst der Entdeckung besteht darin, dass man Glieder schmiedet, durch welche

Tatsachen in Zusammenhang gebracht werden, zwischen denen man früher keinerlei Beziehung vermutete. Einige sind in solcher Beziehung mehr begabt, als andere. Ein gutes Gedächtnis scheint mir oft eher ein Hindernis als eine Hilfe beim Entdecken zu sein. Die Erklärung liegt vermutlich darin, dass etwas wie ein unterbewusstes Gedächtnis besteht, in welchem „vergessene“ Tatsachen aufbewahrt liegen und wo erforderliche Verbindungen hergestellt werden, die ins Bewusstsein aufsteigen, wenn eine ausreichende Anregung dazu eintritt.“ (S. W. R.: „Vergangenes und Künftiges aus der Chemie.“ Deutsch herausgegeben von Prof. W. Ostwald, Leipzig, 1909. Man vergleiche dazu die Ausführungen Freud's über das Thema im letzten Kapitel der Traumdeutung.) J. Hárnik.

Zur Traumforschung. „Im Traume sind wir oft so schlechter Gesinnung, so hässlicher Taten fähig, dass wir im Wachen darüber erschrecken. Aber dennoch verraten diese Traumbilder, dass in uns Kräfte schlummern, die einmal auch im Leben jäh hervortreten können. Für den Denker und Seelenforscher hat das Wort „Träume sind Schäume“ längst die Wahrheit verloren.“

Otto von Leixner, Aus meinem Zettelkasten p. 16.
Theodor Reik.

„Psyche“. So benennen Morselli, Villa und Sante de Sanctis eine neue psychologische Revue, deren Herausgeber sie sind und deren Redaktion unser Mitarbeiter Roberto Assagioli übernommen hat. Die Revue hat sich ein grosses Programm reicher Arbeit vorgezeichnet. Unter anderen Themen soll auch die Freud'sche Schule ausreichend behandelt werden. Jede Nummer wird italienische Originalartikel und Übersetzungen bedeutender fremder Arbeiten, Referate, Varia und eine Bibliographie enthalten. Wir freuen uns, dass unser Zentralblatt so rasch ein befreundetes, im gleichen Sinne redigiertes Schwesterorgan erhalten wird und wünschen dem jungen Unternehmen eine freundliche Aufnahme. Das Blatt wird jährlich sechs Hefte im Umfange von je vier Bogen enthalten. Der Preis beträgt für Italien acht Lire, fürs Ausland zehn Lire. Redaktion und Administration bei Dr. Roberto Assagioli, Florenz, Via degli Alfani 46.

Die zweite Auflage der „Nervösen Angstzustände und ihre Behandlung“ von Dr. Wilh. Stekel (Verlag von Urban und Schwarzenberg, Berlin und Wien, 1912) ist bereits erschienen. Sie tritt als der erste Band einer zusammenhängenden Darstellung der „Störungen des Trieb- und Affektlebens“ auf. Das ganze Werk soll sechs Bände umfassen, deren zweiter den Zweifel und die Zwangshandlungen behandeln wird. Die Angstzustände sind gegen die erste Auflage um mehr als acht Bogen vermehrt und enthalten vierzig neue Krankengeschichten.

Demnächst erscheint im Verlage von Hugo Heller & Co. in Wien eine neue Zeitschrift mit dem Titel: „Imago“, welche der Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften unter Ausschaltung des rein pathologisch-therapeutischen Gebietes gewidmet ist. Die Zeitschrift erscheint jeden zweiten Monat im jährlichen Gesamtumfange von ca. 30 Bogen. Als Herausgeber wird Professor Freud zeichnen. Redakteure sind Otto Rank und Dr. Hanns Sachs.

Literatur.

(Abkürzungen: R? = Referat gesucht; B = das Buch ist bei der Redaktion eingelaufen.)

- Dr. Heinrich Kahane: „Grundzüge der Psychomechanik.“ I. Die Autonomie der Seele. (Wien. Georg Szeliniskii. 1911. 2. Kr.)
- Adolf Stöhr: Psychologie der Aussage. In „Das Recht“. Sammlung von Abhandlungen für Juristen und Laien. Herausg. von Dr. Franz Kobler. Berlin 1911. Puttkammer und Mühlbrecht. (R?)
- Rudier: „Einige Wege der Familienforschung mit Rücksicht auf die Psychiatrie. (Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. VII. Bd 5. H. 1911.)
- Kraepelin: Alkohol und Seelenleben. Basel 1912.
- Pfordten, Frhr. Otto v. d.: „Psychologie des Geistes.“ (Heidelberg. Carl Winter. 1912.)
- Albert Ehrenstein: „Tubutsch“. Mit 12 Zeichnungen von Kokoschka. (Verlag. Jahoda und Siegel. Wien—Leipzig. 1911.) (B)
- Franz Mugdan: Periodizität und periodische Geistesstörungen. (Halle. 1911. C. Marhold.)
- Stekel: Die Psychoanalyse. (Münch. Neuesten Nachrichten. 27. I. 1912.)
- Pfister: Zinzendorfs Frömmigkeit im Lichte Lic. Gerhard Reichels und der Psychoanalyse. (Schweiz. Theolog. Zeitschr. 1911. H. 5 u. 6.)
- Dr. Stefan Maday: Psychologie des Pferdes und der Dressur. (Berlin. Paul Parey. 1912.) (B)
- L. Dujas: L'éducation du Caractère. (Felix Alcan. Paris. 1911.)
- Dr. Albert Moll: Handbuch der Sexualwissenschaften. (Unter Mitwirkung von Dr. Buschan, Havelock Ellis, Prof. Ribbing, Dr. Weissenberg und Prof. Zieler.) (F. C. W. Vogel. Leipzig. 1912.) (B)
- Wilh. Wundt: Kleine Schriften. Bd. II. (Verlag Wilh. Engelmann. Leipzig. 1911.)
- Probleme der Völkerpsychologie. (Verlag Wiegand. Leipzig. 1911.)
- Poehlmann: Das Geheimnis des genialen Schaffens. (Verlag Leupold. Stuttgart. 1911.)
- Was Kinder sagen und fragen. 2 Teile. (Verlag Piper & Co. München. 1911.)
- Rogues de Fursac: „Observation d'un Mythomane. Contributions à la médecine légale de la Mythomanie. (Revue de Psych. Novemb. 1911.)
- P. L. Couchond: „L'Asthénie primitive“. (These Paris Alcan. 1911.)
- Sommer: Die psychologischen Untersuchungsmethoden. (Klinik für psych. u. nerv. Krankh. VI. Bd. 3. H. 1911.) (R?)
- Mikulski: Zur Methodik der Intelligenzprüfung. (Ibidem.)
- Rassolimo: Die psychologischen Profile. Zur Methodik der quantitativen Vorgänge in normalen und pathologischen Fällen. (Ibidem.) (R?)
- S. A. Tennenbaum: Freud's Apprehension (or Anxiety) Neurosis. Read before the Eastern Medical Society of the City of New York. 10. Nov. 1911. (The medico-pharmaceutical Critic and Guide. Dezember 1911. Vol. XIV. No. 12.)
- Alfred Hegar: „Das Martyrium des Sexualapparates“. (Münch. med. Wochenschr. 26. XII. 1911.)
- Grasset: L'inversion sexuelle est-elle une maladie? (Paris. méd. Nr. 45. 1911.)
- Römer: Die Heilungsaussichten der Psychoneurosen. (Münch. med. Wochenschr. 1911. Nr. 58.)

- Oswald Berkhan: „Zur Behandlung des krankhaften Errötens.“ (Neur. Zentralbl. 10. XII. 1911.)
- Georg von Lukács: „Die Seele und die Formen.“ (Essays). — (Egon Fleischel & Comp. Berlin. 1911.) (B)
- Otto Rühle: Das proletarische Kind. (Albert Langen. München.) (B)
- Dr. Max Kemmerich: Kulturkuriosa. I. u. II. (Albert Langen. München.) (B)
- Dr. Magnus Hirschfeld und Dr. Ernst Burchard: Spermasekretion aus einer weiblichen Harnröhre. Ein Mann mit vollkommen weiblichen Genitalien. (Deutsch. med. Wochenschr. Nr. 52. 1911.)
- P. Näcke: Alkohol und Homosexualität. (Allgem. Zeitschr. f. Psych. Bd. 68.)
- Dr. Max Serog: Das Problem des Wesens und der Entstehung des Gefühlslebens. (Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. Bd. VIII. Heft 2. 19. XII. 1911.)
- K. Bonhoeffer: Zur Differentialdiagnose der Neurasthenie und der endogenen Depressionen. (Berl. klin. Wochenschr. 1912. Nr. 1.)
- Eppelbaum: Zur Psychologie der Aussage bei Dementia praecox. (Schizophrenie.) (Allgem. Zeitschr. f. Psych. Bd. 68. Heft 6.)
- Stellmann: Über affektepileptische Anfälle bei Psychopathen. (Ibidem.)
- Friedmann: Nichtepileptische Absenzen im Kindesalter. (Ibidem. p. 871.)
- Wilhelm Ebstein (Göttingen): Die Weiberscheu als Krankheitszustand. (Neurol. Zentralbl. 1912. Nr. 1.)
- Scripture: Psychoanalysis. (Med. Record. Nr. 2138.)
- Räcke: Zur psychiatrischen Beurteilung sexueller Delikte. (Arch. f. Psych. Bd. 49 Heft 1.)
- Fausser: Aus der Psychologie der Sinnestäuschungen. (Ibidem.)
- Dr. Paul Simon: Der politische Mord im Wandel der Geschichte. Eine historisch-psychologische Studie. (Berlin. A. Hofmann & Comp.)
- Dr. K. Schrötter: Zur Psychologie und Logik der Lüge. Wissenschaftl. Beilage zum 24. Jahresbericht (1911) der Philosoph. Gesellschaft zu Wien.
- Trigant Burrow: Some Psychological Phases of Medicine. (The Journ. of abnorm. Psychol. August—Sept. 1911.)
- — Freud's Psychology in its Relation to the Neuroses. (Americ. Journ. of the med. Sciences. June 1911.)
- Samuel A. Tannenbaum: Freud's „Apprehension Neurosis.“ (Read before the Eastern Medical Society of New York. Americane Medicine. Decembre 1911.)
- Otto Juliusburger: Alte und neue Ethik.
- P. Näcke: Die Trennung der Neurologie von der Psychiatrie und die Schaffung eigener neurologischer Kliniken. (Neur. Zentralbl. 1912. Nr. 2.)
- Dr. Heinrich Potthof: Die Arbeit der Dirne. (Sexual-Probleme. Jan. 1912.)
- Dr. Otto Adler: Die frigide Frau. (Ibidem.)
- Moerchen: Mesallianzen vor dem Forum des Psychiaters. (Ibidem.)
- Herbert Stourtz: Die wahre sexuelle Frage. (Ibidem.)
- Dr. Iwan Bloch: Die Prostitution. (Louis Marcus. 1912.)
- Arthur Kronfeld: Über die psychologischen Theorien Freud's und verwandte Anschauungen. Systematik und kritische Erörterungen. (Sammlung von Abhandlungen zur psychologischen Pädagogik. Herausgegeben von Ernst Neumann. Verlag Wilhelm Engelmann. Leipzig. III. Band. 1. Heft.)

Soeben erschienen:

Aeskulap als Harlekin.

Humor, Satire und Phantasie aus der Praxis.

Von

Dr. med. Serenus.

Preis Mk. 2,80.

„Aeskulap muss von Zeit zu Zeit ein Narrenkleid anziehen, um über all dem Elend, das er mitmacht und mitfühlt, nicht trübsinnig zu werden . . .“ so heisst es in dem Geleitwort und ein buntes Faschingstreiben von lustigen Gedanken und Erzählungen illustriert diese Auffassung. Verfasser gehört augenscheinlich zu den in unserm Stande nicht seltenen Charakteren, welche eine tiefe Lebensauffassung mit nicht gewöhnlichem Humor verbinden und durch diese doppelte Rüstung für ihre berufliche Aufgabe besonders gewappnet erscheinen. Zudem ist der echte Humor, welcher die Öffentlichkeit nicht scheut, immer noch so selten, dass für jede Darbietung auf diesem Gebiete nur mit Dank quittiert werden kann. Immerhin: Etwas mehr „Serenissimus“, Kollege Serenus, und Ihr Werk wäre noch ergötzlicher gewesen.

Erwin Franck i. d. Medizin. Klinik.

Dass die erste Kunst des Arztes, der für seine Mitmenschen im steten Kampf mit Leiden und Tod seine besten Kräfte verbraucht, in humorbegabten Jüngern Aeskulaps den Sinn für die heitern Seiten des Berufes und für die Komödie des Lebens nicht zu unterdrücken vermag, das beweisen zahlreiche ärztliche Schriften humoristischen Inhalts, wie Ughettis reizende Plaudereien, Zsurg-Flodards Lustige Ärztegeschichten und manche andere. Dr. Serenus hat die Zahl dieser stets willkommenen Bücher, die nicht nur Ärzte, sondern auch Patienten und gesunde Mitmenschen aufzuheitern vermögen, um ein ausgezeichnetes vermehrt. Seine scharf pointierten Skizzen zeigen, dass dem Verfasser Witz, Satire und feiner Humor in gleicher Weise zu Gebote stehen; den Hautgout, dessen manche moderne Humoristen nicht entraten zu können glauben, vermisst man in ihnen gern. Niemand wird das fidele Buch, das uns in buntem Wechsel merkwürdige Vorkommnisse aus der ärztlichen Praxis und allerhand phantastische Geschichten aufischt, ohne ein Gefühl behaglicher Heiterkeit lesen.

Kölnische Zeitung.

Aeskulap, sonst ein ernster Kämpfer, der seine besten Kräfte im Ringen mit dem Tod verbraucht, hat hier einmal Faschingsgelüste, will ein Narrenkleid anziehen und als Harlekin seine Schellen klingen lassen. Steht das mit seines Gewerbes Stimmung und der ihm würdigen Haltung in Einklang? Aber der Autor beruft sich auf den grossen Menschenkenner Shakespeare, der Totengräber immer als humorvolle Philosophen schildert. Der arme Mann müsste ja in den Tränen der Leidtragenden ertrinken, wenn ihn nicht sein gesunder Humor vor Todesangst und Spintisieren schützen würde. Auch Ärzte brauchen eine Dosis Humor müssen oft über dem Berufe stehen, müssen unter Tränen lachen und lächelnd weinen können. Müssten ja sonst über all dem Elend, das sie mitmachen und mitfühlen, selbst trübsinnig werden. Die Tragikomödie, die sich aus der Tragödie des Krankenbettes und der Krankenküche, besonders aber der Ordinationsstunde herauschälen lässt, in geistvoller Weise literarisch verwertet zu haben, ward so des lustigen und dabei doch tief beobachtenden Verfassers Verdienst. Das Tagebuch eines Tuberkelbazillus, der Streik der Bakterien, Bazillen der Liebe, Bazillen des Traisches, Phantasien eines Geimpften sind köstliche Produkte medizinischer Launen. Und auch die anderen Nummern des manchmal recht-tollen Buches wirken auf das Zwerchfell.

Pester Lloyd.

Inhalts-Verzeichnis des V. Heftes.

	Seite
Originalarbeiten:	
I. Unbewusste Zahlenbehandlung. Von Professor Ernest Jones . . .	241
II. Die Beziehungen des Neurotikers zur „Zeit“. Von Dr. W. Stekel . . .	245
III. Introjektion, Projektion und Einföhlung. Von Dr. Sándor Kovács . . .	253
Mitteilungen:	
I. Aus der Analyse zweier Treppenträume. Von James J. Putnam . . .	264
II. Fehlleistungen aus dem Alltagsleben. Von Otto Rank	265
III. Beitrag zu den Träumen nach Coitus interruptus. Von Dr. Ernst Bloch	276
IV. Beiträge zum Kapitel „Verschreiben“ und „Verlesen“. Von Dr. H. Hellmuth	277
Referate und Kritiken:	
Prof. Dr. O. Messmer: Die Psychoanalyse und ihre pädagogische Bedeutung	280
Dr. med. Otto Dornblüth: Die Psychoneurosen	281
S. Krauss: Anthropophyteia	282
Dr. L. Löwenfeld: Über die sexuelle Konstitution und anderer Sexualprobleme	283
Fritz Wittels: Tragische Motive oder das Unbewusste in Held und Heldin	286
Otto Rank: Die Lohengrinsage	287
Grete Meisel-Hess: Die Intellektuellen	288
Varia	289
Literatur	295